

DIE WELTWOCH



Das Urgestein

Helmut Hubacher, 93, über den Zustand der Sozialdemokratie, sein Leben und die Zukunft der Schweiz. *Von Philipp Gut*

Frauen an der Macht

Eine kritische Bilanz. *Von Philipp Gut und Christoph Mörgeli*

Fleisch ist gesund und keine Gefahr fürs Klima

Lassen wir uns den Appetit nicht verderben.
Von Peer Ederer

Matthias Matussek
Frosch Kermit ist der einzige vernünftige Grüne





WINTERSAISON VON 28.11.19 BIS 03.05.20



RELAIS & CHATEAUX

★★★★ SUPERIOR
CHASA MONTANA
HOTEL & SPA

SILBERSCHNEEWOCHEN

04.01– 25.01.2020

Profitieren Sie auch diesen Januar wieder von freien Pisten, super Schneeverhältnissen und überragender Leistung.

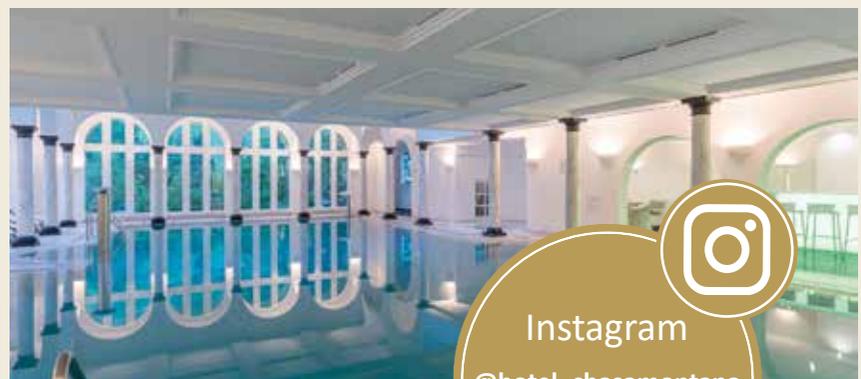
Ab **CHF 790,-** p. P. im Doppelzimmer mit **Halbpension** für 4 Nächte inkl. **3-Tages-Skipass**

Ab **CHF 1510,-** p. P. im Doppelzimmer mit **Halbpension** für 7 Nächte inkl. **6-Tages-Skipass**

dazu: CHF 50,- Gutschein für das ZEGG Sport & Mode & CHF 25,- Spa Gutschein p. P., Chasa Montana Pink und süsse Verführung zur Anreise

WINTER DELUXE: Eingebettet in der Silvretta Arena Samnaun-Ischgl öffnet das familiäre Chasa Montana im Engadiner Stil die Tür zu einem grenzenlosen Skiparadies mit 238 km Pisten. Neben dem 5 Gang Halbpensionswahlmenü verwöhnen drei À-la-carte-Restaurants mit Spezialitäten von der italienischen Küche über das Gourmet-Stübli (16 Punkte Gault&Millau, 1 Michelin-Stern) bis hin zum Fondue- & Raclette-Stübli – gekrönt von über 1.000 verschiedenen Weinsorten. Der 1.500 m2 große Montana Spa mit römischem Hallenbad, Saunalandschaft, Außen-Solepool, Fitnesscenter und Beauty- und Massagecenter bietet Wellness vom Feinsten. Für Damen ist ein exklusiver Lady Saunabereich reserviert. Die Zollfrei Geschäfte von ZEGG bieten ein umfangreiches Angebot an Top-Marken!

WINTER SPECIAL 28.11.19 – 20.12.19,
04.01.20 – 25.01.20, 07.02.20 – 16.02.20, 21.03.20 – 04.04.2020
4 NÄCHTE BUCHEN - NUR 3 BEZAHLEN!

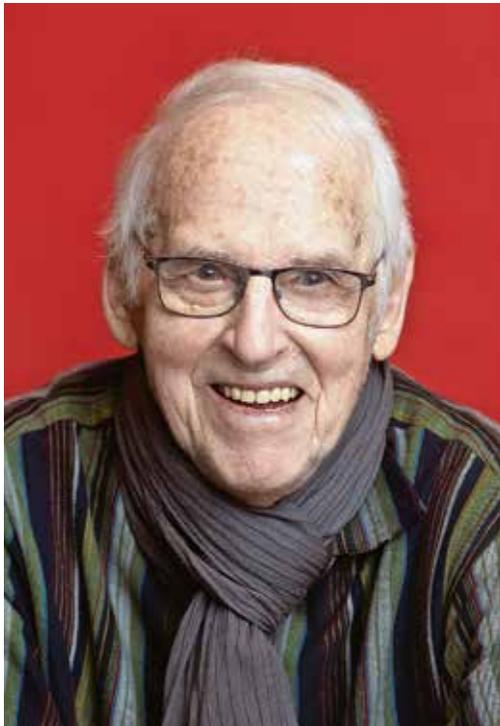


Instagram

@hotel_chasamontana
#hotelchasamontana

ZEGG.CH
HOTELS & STORES

www.hotelchasamontana.ch



Belebt die Debatte: Helmut Hubacher.

Der Mann ist ein Monument. Helmut Hubacher, 93, lebt zurückgezogen im Jura, manchmal auch am Gerbergässlein in seiner Heimatstadt Basel, aber mit seiner politischen Statur und seinem kritischen Geist belebt er nach wie vor die Debatten im Land. Er schreibt Kolumnen und mischt sich ein – heute in der *Weltwoche* im grossen Gespräch. Philipp Gut hat mit dem Urgestein der Schweizer Politik die Lage der SP und der Nation erörtert. Und er hat ihn gebeten, aus seinem bewegten Leben zu erzählen. Der ehemalige Journalist Hubacher liess sich nicht zweimal bitten. **Seite 22**

Im September präsentierten die Verkehrsbetriebe Zürich stolz ihre neuen Uniformen. Stolz ist auch der Preis von 13,66 Millionen Franken. Zumal eine andere, qualitativ nicht minder gute Offerte vorlag, die 4,2 Millionen Franken tiefer lag. Doch die VBZ verlangten bei der Ausschreibung, dass ein Anbieter schon 500 Personen im Bereich öffentlicher Verkehr/Flughafen eingekleidet haben müsse – was jüngere Firmen automatisch ausschloss. Christoph Mörgeli berichtet aus den Innereien der Stadtzürcher Verwaltung, wo Steuergeld offenbar keine Rolle spielt. **Seite 36**

Die US-Demokraten spüren das Feuer. Sie wollen Trump aus dem Amt jagen und in das Weisse Haus zurück. Doch ihre Kandidaten ziehen markant nach links wie noch nie in der Geschichte. Besonders bei der Jugend ist Sozialismus Trumpf. 70 Prozent der Millennials möchten bei den nächsten Präsidentschaftswahlen für einen Sozialisten stimmen,

so eine repräsentative Umfrage vom Montag. Wie hat es Marx geschafft, in das Herz des Kapitalismus einzudringen? Buck Sexton forscht über «Sozialismus in Amerika». Bald veröffentlicht der aufsteigende Star der US-Medien ein Buch darüber. Der *Weltwoche* gibt er einen Einblick in seine Recherchen. **Seite 42**

«Noch nicht», sagte Severn Cullis-Suzuki auf die Frage, ob sie Greta schon einmal getroffen habe. Sie hoffe, dass es bald geschehen werde. Als die 39-jährige Kanadierin wenige Tage später in Vancouver erstmals die junge Schwedin traf, kamen 15 000 Klimaaktivisten. Cullis-Suzuki war vor 27 Jahren «das Mädchen, das die Welt zum Schweigen brachte». Sie sprach 1992 – wie Greta im letzten Dezember in Kattowitz – vor der Uno über Klimapolitik und gewann damit globale Aufmerksamkeit. Im Gespräch erinnert sich Cullis-Suzuki, wie es war, als Kind zum Kopf einer weltweiten Bewegung zu avancieren. **Seite 48**

Der 81-jährige britische Schriftsteller Frederick Forsyth kennt keine Altersmilde. Rolf Hürzeler traf ihn letzte Woche an einem jener Tage, als das Unterhaus den Brexit eben wieder einmal verschoben hatte. Der Mann stürmte sichtlich erregt ins Anwesen Latimer House in der Grafschaft Buckinghamshire und legte gleich los: «Sie missachten den Volkswillen Mal für Mal, sie finden immer wieder neue Tricks, um den Brexit zu verschieben.» Nach geduldigem Zureden beruhigte sich Forsyth und berichtete über den *cyberwar*, der sich im Geheimen abspielt und über den er in seinem Thriller «Der Fuchs» schreibt. **Seite 54**

Ihre Weltwoche

**GESTRESST?
ÜBERFORDERT?
ERSCHÖPFT?**

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)

Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnerth, Alex Baur,
Erik Ebnetter, Katharina Fontana,
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Thomas Renggli, Chris von Rohr,
Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),
Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),

Karin Erdmann

Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*)

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Sandra Noser,

Beat Zaugg, Dieter Zwicky

Website: Alex Merz, Tim Tassonis

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),

Inga Huber

Verlag:

Verlagsleiter: Sandro Gianini

Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: GLA United

Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi

Druck: Print Media Corporation, PMC,

Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine
Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Bedroht: Journalistin Eshrefi. Seite 12

Titelgeschichte

- 22 **«Die grüne Farbe ist das Original»**
Gespräch mit SP-Legende Helmut Hubacher zur Lage der Schweiz

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
7 Kommentare Kühles Machtdenken
8 Politik
Siegreicher Beelzebub
9 Herodot
Europa bleiben die Flüchtlinge
10 Porträt der Woche
12 Kopf der Woche
#MeToo auf Albanisch
18 Mörgeli
Von Schweizern und «Schweizern»
18 Bodenmann
Mallorca ist der Hit
19 Medien Nahost ist überall
19 Die Deutschen In Gottes Hand

Inland

- 16 **Neues Parlament**
Frauen verstärken den Linksdrall
26 **Verfängliche Avancen**
Bürgerliche sollten widerstehen
28 **Nationalrätin Lisa Mazzone**
Sie will alles verändern
30 **Linker Grünsprech**
Die Sprache der Politiker
31 **Demokratie Lasst uns in Ruhe!**
36 **Zürich**
Beschaffungsluxus bei den VBZ
37 **Strassenverkehr**
Fremdschämen
38 **Bildung**
Erfolgsmodell Steiner-Schule



Heisse Konflikte: Schriftsteller Forsyth. Seite 54

Ausland

- 40 **Flüchtlinge**
Migration als Waffe
42 **Sozialismus in Amerika**
Die jungen Linken
43 **Inside Washington**
Missgunst
44 **US-Wahlkampf**
Rückenwind fürs Original
45 **Idole**
John Lennons Albtraum
46 **Justin Trudeau**
Kanadas Blender
47 **Italien**
Salvinis Kanteriesieg
50 **Deutschland**
Alles Nazis ausser Opa
51 **Amadeu-Antonio-Stiftung**
«Hass und Hetze»

Wirtschaft & Wissenschaft

- 34 **Traditionsunternehmen**
Lasst Möbel Pfister ziehen!
58 **Natur**
Die grössten Fleisch-Irrtümer

Kultur & Gesellschaft

- 32 **Kermit der Frosch**
Der einzig vernünftige Grüne
52 **Ikone der Woche**
Rihanna
56 **Klassiker**
«Der Landvogt von Greifensee»
59 **Zeitgeist**
Au Veja!



«Greta und ich sind real und sprachen aus dem Herzen.»

Umweltaktivistin Cullis-Suzuki: Seite 48

Interviews

- 48 **Ur-Greta Severn Cullis-Suzuki**
«Es braucht eine Massenumschulung»
54 **Bestsellerautor Frederick Forsyth**
«Ich vermutete eine Falle der Stasi»

Rubriken

- 7 **Im Auge Philippe Close**
14 **Personenkontrolle**
15 **Nachruf Abu Bakr al-Baghdadi**
20 **Darf man das?**
20 **Leserbriefe**
21 **Fragen Sie Dr. M.**
29 **Die Bibel Freiwillig Sklave**
57 **Jazz Harvey Diamond**
60 **Kino «The Report»**
61 **Knorrs Liste**
61 **Körzis Hollywood**
Temperatur der Seele
62 **Thiel Geisteswissenschaften**
62 **Namen Adrenalin-Männer**
und rasante Frauen
62 **Fast verliebt Alte Scham**
63 **Unten durch Rentner**
64 **Wein**
Coole Noblesse des Sangiovese
64 **Salz & Pfeffer Ristorante Buca**
di Sant'Antonio, Lucca, Italien
65 **Auto**
Jeep Grand Cherokee SRT Trackhawk
66 **Tamaras Welt** «Jedes Geschlecht kann menstruieren»

Ostdeutsche Freiheitskämpfer

Erneut werden die ostdeutschen
Wähler verleumdet. Zu Unrecht.

Von Roger Köppel

Die von den Medien geschürte Idee, dass die Erfolge der AfD für den Vormarsch des politischen Rechtsradikalismus vor allem in Ostdeutschland stehen, halte ich für verfehlt. Nichts am Programm dieser Partei stützt diese These, auch wenn es fragwürdige Mitglieder und hanebüchene Aussagen einzelner Exponenten gibt. Wer ernsthaft behaupten möchte, in Deutschland würden rechtsradikale «Nazi»-Politiker salonfähig, die – darauf zielt das Schimpfwort ab – zurück in die Hitlerzeit wollten, der hat von Deutschland wenig und von der Hitlerzeit nichts begriffen.

Zu Recht wird die AfD, die einen schrillen Oppositionsstil pflegt, für ihre Ausschweifungen von den Medien kritisiert. Man sollte ihr aber wenigstens das Recht aller demokratisch gewählten Parteien zugestehen, nämlich den grundlegenden Respekt vor der Tatsache, dass zum Beispiel am letzten Wochenende in Thüringen über 23 Prozent der Wahlberechtigten in freier Entscheidung der AfD ihre Stimme gegeben haben, obwohl sie seit Monaten, wenn sie etwa den Fernseher einschalten, auf allen Kanälen belehrt und gewarnt werden, genau dies nicht zu tun.

Ich habe mich immer wieder gewundert, warum die angeblich so beherzten Verteidiger von Freiheit, Demokratie und Aufklärung immer dann, wenn Wahlen nicht so herauskommen, wie sie es gewünscht haben, warum ausgerechnet diese hehren Hüter unserer westlichen Grundwerte einen zentralen westlichen Grundwert nicht zu akzeptieren scheinen: den Grundwert des mündigen und urteilsfähigen Menschen als elementare Voraussetzung jeder Demokratie.

Konkret: Die über 20 Prozent Thüringer AfD-Wähler wählen die AfD nicht, weil sie die Nazizeit zurück haben wollen. Sie wählen die AfD, weil sie die AfD wahrscheinlich für die am wenigsten schlechte Alternative unter allen anderen deutschen Parteien halten.

Solche nüchternen Einschätzungen sind inzwischen Mangelware in der gesinnungstrunkenen deutschen Medienöffentlichkeit. Die Alarmrhetorik der Journalisten ist geprägt von einer anscheinend tiefsitzenden Verachtung des deutschen Wählers, dem man nicht nur zutraut, er sei relevanterweise empfänglich für rechtsradikal-nazistisches Gedankengut. Die Medienschaffenden nehmen den

AFD-Wählern darüber hinaus besonders übel, dass sie trotz den immer eindringlicheren medialen Einschärfungen eine Partei wählen, die man nach Auffassung vieler Journalisten und Politiker auf keinen Fall wählen sollte.

Ein Blick nach Deutschland wirkt heute auf den Schweizer Beobachter deshalb ziemlich abschreckend. Was auffällt, ist ein diskussionsfeindliches Reizklima, in dem die offiziellen Medien nur noch darauf zu lauern scheinen, ob einer, der weniger links ist als die



Mündige Demokraten: Thüringen, 1989.

Journalisten, irgendein Wort oder irgendeinen Satz fallenlässt, auf den man ihn festnageln, an dem man ihn aufhängen kann. Es spielt keine Rolle, was der Verdächtige sagen oder mitteilen wollte. Entscheidend ist nur, ob man ihm den Satz, das Wort so auslegen, nötigenfalls so im Mund umdrehen kann, dass sich der von der Inquisition gewünschte Inhalt herbeihysterisieren lässt.

In Deutschland verliert man heute seinen Job, wenn man beim Mittagessen in flagranti mit dem Co-Vorsitzenden der AfD, dem Wirtschaftsprofessor Jörg Meuthen, erwischt wird, einem demokratisch gewählten Bundestags-

abgeordneten, der zum gemäßigten Flügel seiner Partei gehört. Ein Journalist, der öffentlich bekundet, er wähle AfD, würde innerhalb der Szene flugs zur Persona non grata, für geistig verwirrt oder für drogensüchtig erklärt. Sind die Deutschen wieder im Begriff, verrückt zu werden?

Vermutlich nicht. Aber man merkt am Umgang mit der AfD, dass Deutschland eine noch sehr junge Demokratie ist. Das Land war jahrhundertlang von Fürsten und Königen regiert. Reichsgründer Bismarck murkste den politischen Liberalismus ab. Sein Machtstaat wurde in den Folge-Jahrzehnten zur Massenvernichtungswaffe unfähiger Nachfolger. Seit 1945 haben wir Demokratie, im Ostteil des Landes erst seit 1989.

Das merkt man. Aber anders, als die deutschen Medien zu wissen meinen. Während die Westdeutschen 1945 von den Amerikanern befreit werden mussten, haben sich die Ostdeutschen 1989 selber vom Joch einer verbrecherischen Diktatur befreit. Es sind zum Teil die gleichen Ostdeutschen, die heute die AfD wählen.

Die massenmediale Unterstellung, diese Deutschen aus Sachsen oder Thüringen würden massenhaft einer freiheitsfeindlichen, antidemokratischen Partei hinterherlaufen, ist eine freche Verhöhnung dieser ostdeutschen Freiheitskämpfer, die mutig gegen Diktatur und Knechtschaft aufgestanden sind; die vor den Gewehrläufen der Nationalen Volksarmee ihre bürgerlichen Rechte eingefordert, ihr Leben für die Freiheit aufs Spiel gesetzt haben.

In der journalistischen Verteufelung der AfD und mehr noch im Pauschalverdacht gegen die neuen Bundesländer als braune Brutstätten kommt die masslose Überheblichkeit der «Wessis» gegenüber den «Ossis» besonders stossend zum Ausdruck. Indem sie auf die AfD und ihre Wähler einprägen, versichern sich die westdeutschen Kritiker ihrer angeblichen moralischen und demokratischen Überlegenheit.

Das ist pure Anmassung. Vermutlich ist es für die hochnäsigen linken Salonrevolutionäre des Westens eine gewaltige narzisstische Kränkung, dass die von ihnen belächelten Landsleute aus dem Osten vor dreissig Jahren eine echte Revolution hinbekommen haben.

Die couragierten Ostdeutschen wirken freiheitsliebender und weniger obrigkeitshörig als ihre arroganten Verleumder. Sie wissen aus leidvoller Erfahrung besser, was Unfreiheit und Gängelung bedeuten. Sie müssen sich von niemandem einen Mangel an demokratischer Gesinnung vorwerfen lassen.

Meiner Meinung nach wird die AfD nicht wegen, sondern trotz ihrer Entgleisungen gewählt. Man sollte ihren Wählern, gerade im Osten, endlich zugestehen, dass sie mündige und urteilsfähige Demokraten sind.

Qualität ist nicht
unser Anspruch,
sondern eine Selbst-
verständlichkeit.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und
individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!

Jetzt abonnieren!

Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



Kühles Machtdenken

Von Erik Ebnetter — Die SVP hat aus ihren Fehlern in früheren Bundesratswahlen gelernt. Sie gibt sich betont staatstragend und setzt so vor allem die Sozialdemokraten unter Druck.



Beigeschmack der Katastrophe: Staatskritiker Frisch.

Spielt es eine Rolle, wer am 11. Dezember in den Bundesrat gewählt wird? Max Frisch, der Grossschriftsteller und Kleinstaatkritiker, hätte die Frage vermutlich bejaht. Einige Tage nachdem Lilian Uchtenhagen im Dezember 1983 die Wahl in die Regierung verpasst hatte, gab Frisch dem Schweizer Fernsehen ein denkwürdiges Interview. Die bürgerliche Mehrheit hatte Otto Stich zum Bundesrat erkoren und damit die SP und ihre Anhänger brüskiert. Frisch, immer noch aufgewühlt, erklärte in raunendem Ton, die Opposition sei der einzige Ort für die SP, «um zu überleben». Ohne ihren Rückzug aus der Regierung würde die Schweiz endgültig zur Oligarchie. «Das wird nur gehen mit einer mehrfach gestärkten Polizei.» Um es kurz zu machen: Die SP blieb im Bundesrat, ohne dass die Schweiz ein Polizeistaat wurde.

Sechzehn Jahre später, im Dezember 1999, verwehrt das Parlament der SVP einen zweiten Bundesratssitz, obschon diese zuvor zur wählerstärksten Partei des Landes aufgestiegen war. Christoph Blocher, ihr offiziöser Anführer, der im Ratssaal erlebt hatte, wie Uchtenhagen und die SP gescheitert waren, prophezeite der Schweiz nun eine ähnlich düstere Zukunft wie seinerzeit Frisch. «Wir sehen uns bei Philippi wieder», rief er den National- und Ständeräten vielsagend zu. Bei

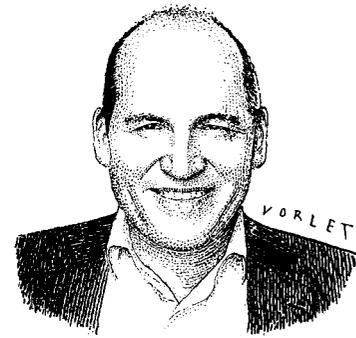
Philippi hatte eine entscheidende Schlacht des römischen Bürgerkriegs stattgefunden. Am Ende wurde aus der Republik ein Kaiserreich. Um es auch hier kurz zu machen: Die Schweiz ist trotz SVP-Untervertretung im Bundesrat die Schweiz geblieben.

Heisser Atem

Tatsächlich war es in der jüngeren Geschichte des Landes kaum je von allzu grosser Bedeutung, wie die Regierung zusammengesetzt war. Und Blocher sorgt nun dafür, dass die sieben amtierenden Bundesräte höchstwahrscheinlich auch die sieben künftigen Bundesräte sein werden. Er schlägt vor, den Grünliberalen einen Sitz der Freisinnigen und den Grünen einen Sitz der Sozialdemokraten zuzuhalten. Die SVP verbliebe so als einzige Partei mit zwei Vertretern im Bundesrat. Damit orientiert sich Blocher nicht mehr an Plutarch, dem griechischen Geschichtsschreiber, der sozusagen mit heissem Atem vom Wiedersehen bei Philippi kündete. Er orientiert sich vielmehr an Machiavelli, dem florentinischen Philosophen, der beschrieben hat, wie kühles Machtdenken zum Erfolg führt.

Dass Grüne und GLP in einer arithmetischen Konkordanz je einen Sitz auf Kosten von SP und FDP zugute haben, hat nicht Blocher erfunden, sondern zuvor schon die freisinnige

Der Kleiderschrank



Philippe Close, Bürgermeister Brüssels.

Er liebt Heavy Metal, Rugby (spielte er selber), seine amerikanische Frau, die beiden Kinder. Er arbeitet an einer der schönsten Adressen der Welt, im historischen Rathaus an der Grand-Place, einige Schritte zu Sterne-Restaurants. Nachts rotten sich hier besoffene Schläger zusammen, die Zauberkulisse wird zur No-go-Zone. 4000 Events und 900 Demonstrationen im Jahr okkupieren das Zentrum als Schaufenster, zuletzt 45 000 Katalanen. Das Chamäleon Brüssel. Kapitale des zwischen Flamen und Wallonen zerrissenen Belgien, Residenz der Monarchie und von zahllosen Pennern in den weiten Parks. Sitz der Nato, der Luftfahrtbehörde Eurocontrol und Landeplatz des monströsen Raumschiffs, das der Stadt den Namen enteignet hat: Brüssel, Synonym für die EU.

Der physische und politische Kleiderschrank Philippe Close, 48, den im eigentlichen Europa kein Mensch wahrnimmt, ist der Bürgermeister der Region Hauptstadt, dieser komplizierten 1,2-Millionen-Metropole, die von neunzehn Gemeinden gebildet wird. Er war schon Pressesprecher des Premierministers Elio Di Rupo, sass im Stadtparlament und in der Exekutive, bevor er 2017 durch einen Eklat auf den Stuhl von *le bourgmestre* gehievt wurde: Sein Vorgänger hatte sich, ausgerechnet, in einem Obdachlosenkomitee bereichert und musste abtreten. Vor einem Jahr räumte der Bankierssohn Close als Vertreter der Untergangspartei der Sozialdemokraten dann in der Volkswahl 60 Prozent der Stimmen ab und liess sich als *le socialiste le plus sexy du monde* feiern. Close kürzte sich seinen Zahltag auf selbstverächtliche 4700 Euro monatlich und begann, die byzantinischen Scharen von Beratern und Beauftragten eines Schattennetzwerks, die zum Teil das Zehnfache kassierten, zu vertreiben.

In Brüssel verharret die EU in ihrer Nabelschau; Close handelt. Den nächtlichen Hooliganismus an den Touristen-Hotspots etwa trocken er gerade mit Alkoholverboten aus. Sein Rugby-Griff reicht allerdings nicht bis zum Glas Herr Junckers. Peter Hartmann

NZZ festgestellt. Erst Blochers entsprechende Aussage in der *Sonntagszeitung* bewirkte aber, dass breit darüber diskutiert wird. Die Tamedia-Zeitungen, die im halben Land gelesen werden, nannten es prompt die «Blocher-Formel» und bezeichneten die Unterstützung der Grünen durch die SVP als «überraschend». In den Worten der *Sonntagszeitung*: «Jetzt öffnet ausgerechnet SVP-Übervater Christoph Blocher, den die Grünen vor Jahren abgewählt haben, die Tür wieder einen Spaltbreit für einen grünen Bundesrat.»

Blocher ist damit gelungen, was er sich erhofft haben dürfte: Die SVP wird als konkordante, staatstragende Partei gewürdigt, die Philippi endgültig Philippi sein lassen will. Tatsächlich verliert Blocher, der bei strategischen Fragen in der SVP immer noch tonangebend ist, mit diesem Angebot an die grünen Parteien wenig und gewinnt viel. Ob FDP oder GLP, ob SP oder Grüne die umstrittenen Sitze bekommen, macht für seine Partei keinen grossen Unterschied. Dort, wo es der SVP wirklich wichtig ist, in der Europa-, aber auch in der Migrationspolitik, haben die jeweiligen Konkurrenten fast austauschbare Positionen.

Rache der Freisinnigen

Erstmals wird nun allerdings kritisch über die Ansprüche der Sozialdemokraten gesprochen. SP-Präsident Christian Levrat, der sich nach den Wahlverlusten zunächst noch als Sieger inszeniert hatte, ist bislang nur eingefallen, einen Bundesrat mit neun Sitzen zu fordern. Weil dafür eine Verfassungsänderung nötig wäre, lässt sich dieses ohnehin unrealistische Szenario bis Dezember aber unmöglich umsetzen. Die CVP wiederum wird zu verhindern wissen, dass die Grünen auf Kosten der FDP einen Sitz bekommen, wie Levrat sich das wünscht. Die Christlichdemokraten müssten mit der Rache der Freisinnigen rechnen und könnten bei nächster Gelegenheit aus dem Bundesrat verschwinden. Dass schliesslich die «Blocher-Formel» umgesetzt wird, dürfte schon daran scheitern, dass sie den falschen Namen hat. Wenn es in der Schweiz noch eine Zauberformel gibt, dann die, dass Blocher nicht recht haben kann. Zudem ist es unwahrscheinlich, dass die anderen Parteien der SVP die Vormachtstellung mit zwei Sitzen überlassen würden.

Kurzum: Am Ende werden die Bundesratsparteien – ob mit oder ohne SVP – ihr Machtkartell erneuern und die grünen Parteien aussperren. Das bedeutet, dass FDP und SVP ihre Mehrheit in der Regierung behalten, obschon sie diese im Nationalrat verloren haben. Viel war in den vergangenen Tagen über die Verluste der SVP und den Linksrutsch zu lesen. Max Frisch schrieb einst: «Krise ist ein produktiver Zustand. Man muss ihr nur den Beigeschmack der Katastrophe nehmen.» Blocher hat seinen Frisch offensichtlich gelesen.

Deutschland

Siegreicher Beelzebub

Von Wolfgang Koydl — Björn Höcke ist der Mann der Stunde. Spannt nun die CDU mit der Linken zusammen, nutzt ihm das noch mehr.

Wenn es ihn nicht gäbe, das politische und mediale Establishment der Bundesrepublik müsste ihn erfinden. Denn ein besseres Feindbild als Björn Höcke gibt es nicht. Er ist der personifizierte Beelzebub, mit dem man die Alternative für Deutschland (AfD) ganz nach rechts in den Dunstkreis unverbesserlicher alter und neuer Nazis rücken kann.

Alice Weidel ist für diese Rolle zu blond und zu gutaussehend, zu gutbürgerlich, dazu wirtschaftspolitisch beschlagen und obendrein lesbisch. Alexander Gauland war viele Jahre bei den Christdemokraten und in staatstragender Position tätig. Und Jörg Meuthen ist irgendwie ein Wiedergänger des AfD-Begründers Bernd Lucke: ein deutscher Hochschullehrer.

Aber auf Höcke lassen sich Hass, Hetze und Vorurteile projizieren. Er ist der *poster boy* einer rechtsradikalen AfD, und kurz vor der Landtagswahl in seiner Wahlheimat Thüringen fand sich sogar ein williger Verwaltungsrichter, der urteilte, dass man ihn von Rechts wegen als Faschisten titulieren dürfe. (Letztlich nur ein Indiz dafür, dass deutschen Jura-Studenten historisches Wissen eher in homöopathischen Dosen vermittelt wird.)

Tatsächlich kokettiert Höcke mit einer deutschnationalen Vergangenheit, die seit 1945 – nicht immer zu Recht – mit einem Hautgout behaftet ist. Wer würde es sonst

wagen, Kyffhäuser-Treffen zu organisieren, benannt nach jenem Berg, in dem der deutscheste aller romantischen deutschen Herrscher, Kaiser Friedrich Barbarossa, der Legende nach einer messiasähnlichen Wiederauferstehung in einem neuen Deutschen Reich entgegenschlummert?

Wer sonst würde das Holocaust-Denkmal in Berlin – semantisch raffiniert – ein Mahnmal der Schande nennen? Denn es kann ja beides sein: ein Mahnmal der deutschen Schande oder ein schändliches Ehrenmal.

Tatsächlich schrammt Höcke in seinen Reden, bewusst oder unabsichtlich, haarscharf an Worten vorbei, die unguete Assoziationen wecken. Inzwischen hat er sich für solche «Anfängerfehler» entschuldigt. Er habe gelernt, dass man «keinen Interpretationsspielraum» lassen dürfe. Leider lässt auch die Entschuldigung Raum für Interpretationen.

Zu allem Überfluss füllt Höcke auch noch Marktplätze und Bierzelte. Er ist einer der wenigen führenden AfD-Politiker mit einem Quäntchen Charisma – so unwahrscheinlich das auch erscheinen mag. Denn sein Redestil ist eher schwülstig und salbadernd. Der pathologisch voreingenommene deutsche TV-Moderator Georg Restle hörte gar ein «Goebbels-Tremolo» heraus. Tremolo ist schon richtig, doch Goebbels im Sportpalast nahm eher Herbert Grönemeyer vorweg als Björn Höcke.

Und nun gewinnt dieser Höcke, gegen den im Wahlkampf aus allen Rohren gefeuert wurde, auch noch Wahlen. Unter seiner Führung verdoppelte sich der Stimmenanteil der AfD in Thüringen. Ginge alles mit rechten Dingen zu, müsste die AfD nun mit der CDU eine bürgerliche Regierung bilden. Sie hätten eine stabile Mehrheit im Landtag – im Gegensatz zu den vier Altparteien.

Doch diesen Weg hat sich die Union selber verbaut. Sie kann ja schlecht mit einem Mann regieren, den sie im Wahlkampf als Nazi beschimpft hatte. Deshalb überlegt sie sich nun allen Ernstes, die in Erfurt regierende Linke weiter an der Regierung zu halten. Also jene Partei, die aus der DDR-Staatspartei SED hervorgegangen ist und den totalitären kommunistischen deutschen Staat bis heute verklärt.

Verabschiedet sich die CDU aus dem bürgerlichen Lager, bliebe nur eine bürgerliche Partei übrig: die AfD. Am Wahlabend versprach Höcke seinen Anhängern eine absolute Mehrheit bei den nächsten Wahlen. Mit Rückenwind durch die Union klingt das nicht mehr so weltfremd.



Rückenwind: AfD-Abgeordneter Höcke.



Herodot

Europa bleiben die Flüchtlinge

Nordsyrien ist für den Westen ein Waterloo. Die Ursachen reichen zurück auf die Zerstückelung des Osmanischen Reiches vor 100 Jahren. Erdogan will nun die Zeit zurückdrehen.

Man fühlt sich angeekelt: Trump entpuppt sich einmal mehr als prinzipienloser Opportunist, die Europäische Union als lendenlahmer, handlungsunfähiger Schönwetterverein und Erdogan als menschenverachtender Machiavelli, der für Erhalt und Ausbau seiner Macht über Zigtausende von Leichen geht.

Zerstört wird mit der von den Kurden geschaffenen, multiethnischen nordsyrischen Föderation nicht nur der einzige Lichtblick im geschundenen Land, wo viele Flüchtlinge und Minderheiten Zuflucht gefunden hatten. Verloren geht auch die neben Israel wichtigste Bastion westlichen Einflusses im fruchtbaren Halbmond.

Nach dieser weiteren Episode in der hundertjährigen Tragödie der Kurden werden sich auch die irakischen Kurden nach verlässlicheren Verbündeten umsehen. Es waren die Westmächte, welche die Kurden, ein Volk von heute über 30 Millionen, nach dem Ersten Weltkrieg auf fünf Staaten aufgeteilt hatten. Seither werden die Kurden immer wieder benutzt und dann fallengelassen.

In der Zerstörung des Osmanischen Reiches liegt auch die Erklärung, weshalb eine überwältigende Mehrheit der Türken ihren autoritären Präsidenten bei seiner Aggression unterstützt.

Die Sultane hatten den unterworfenen Völkern in der Regel ihre angestammte Religion und Sprache belassen. Im 19. Jahrhundert nutzten europäische Mächte dies zur Ausdehnung ihres Einflusses. Sie förderten den Nationalismus der Balkanvölker, die auch nach 400 Jahren osmanischer Herrschaft mehrheitlich christlich waren. Unzählige Aufstände bewirkten den langsamen Zerfall des Osmanischen Reiches.

Die Entstehung neuer Staaten führte regelmäßig zur Vertreibung der einheimischen Muslime. Verträge zu deren Schutz wurden ignoriert, trotz Garantien europä-

ischer Mächte. Insgesamt flohen damals vier bis fünf Millionen Muslime aus Südosteuropa in die heutige Türkei, wo die Nachkommen dieser *mohacirs* einen Grossteil der Bevölkerung bilden.

Im Ersten Weltkrieg motivierten dann die Briten und Franzosen Armenier und Araber zu Aufständen hinter den osmanischen Linien (worauf die Türken mit einem Genozid an den Armeniern reagierten). Nach dem verlorenen Krieg drohte den Türken kaum etwas übrigzubleiben.

Die osmanische Hauptstadt Istanbul wurde internationalisiert. Smyrna (heute Izmir), die damals zweitgrösste Stadt, und grosse Teile der ägäischen Küste fielen an Griechenland. Dieses wollte jedoch mehr und stiess bis Ankara vor. Derweil versuchten die Franzosen, den Südosten des Landes zu besetzen. General Mustafa Kemal (der spätere Atatürk) sammelte die verzweifelten Türken und erkämpfte die heutigen Grenzen des Landes unter grossen Opfern.

Minderheiten wurden vertrieben oder zwangsassimiliert, die Kurden zu «Bergtürken» erklärt und ihre Sprache unterdrückt. Nie mehr sollten fremde Mächte über ethnische Minderheiten die Türkei von innen destabilisieren können. Die Beschwörung dieses Traumas bewirkt bis heute eine Solidarisierung der Bevölkerung mit einem Politiker wie Erdogan.

Doch anders als der Laizist Atatürk, der mit dem osmanischen Erbe brach und das Land nach Westen orientierte, ist der Islamist Erdogan kein türkischer Nationalist, sondern sieht sich als Erbe der Osmanen. Sein Nationalismus ist nur Taktik.

Um an die Macht zu gelangen, hatte er einst um die Gunst der Kurden gebuhlt. Als sie sich dann gegen seinen Autoritarismus wandten, verbündete er sich vor zwei Jahren mit den erz-nationalistischen Faschisten und liess Tausende türkischer Kurden einkerkern oder massakrieren, um wiedergewählt zu werden.

Nun benützt er die Kurden als Vorwand, um seinen langfristigen Plan der Wiedererrichtung des Osmanischen Reiches voranzutreiben.

Als Vehikel dient ihm dabei die gemeinsame islamische Religion. Deshalb unterstützte er vor acht Jahren islamistische Fanatiker im Kampf gegen die laizistische Assad-Diktatur und duldete auch Transporte von Waffen und Freiwilligen für den sogenannten Islamischen Staat über türkisches Territorium. Nach dem Scheitern der Islamisten versucht er es nun mit direktem Eingreifen.

Für die USA stellte die Entschlossenheit Erdogans zur Invasion Syriens ein grosses Dilemma dar. Die Türkei besitzt die zweitgrösste Armee der Nato und ist von enormer strategischer Bedeutung im Nahen Osten, der seit der US-Invasion Iraks zunehmend im Chaos versinkt. Mit rechtzeitiger Diplomatie hätte sich die heutige Situation wohl verhindern lassen, aber diese ist nicht Trumps Stärke.

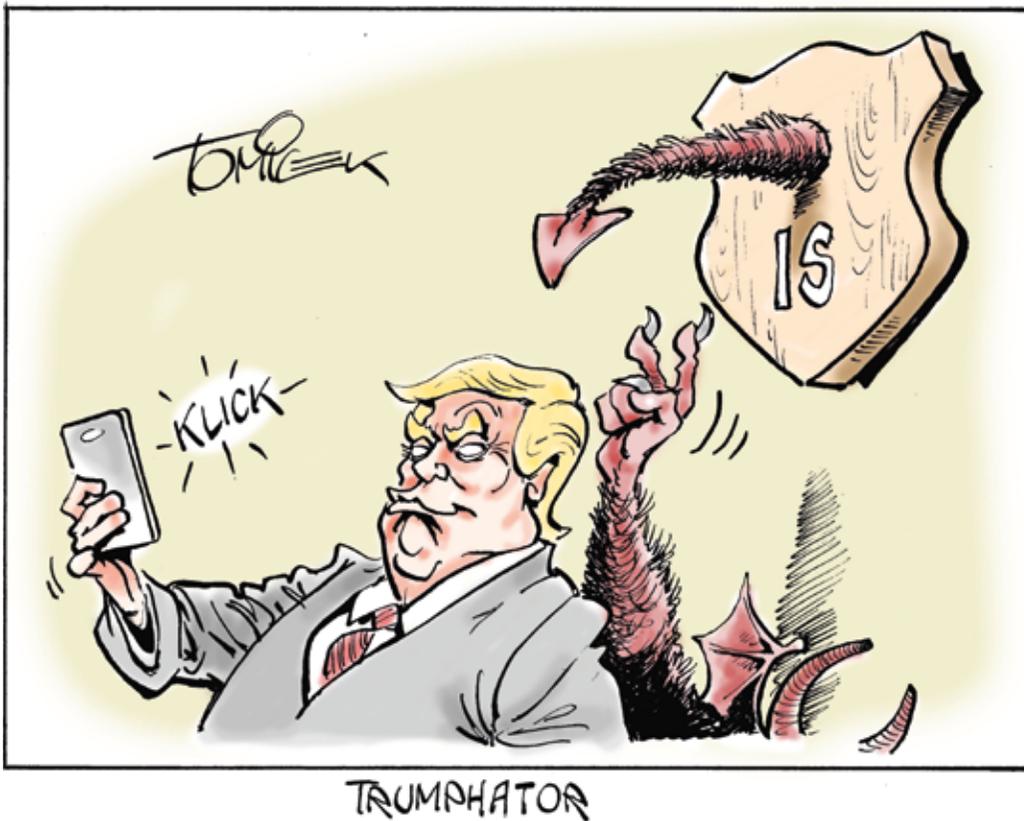
Ein grosser Fehler war zudem Obamas und Europas wohlwollendes Zuschauen, als die Türkei und die Golfstaaten in Syrien islamistische Fanatiker bewaffneten. Mit Merkels unüberlegter Grenzöffnung, die eine Migrationswelle nach Europa auslöste, hat sich die EU zudem gegenüber der Türkei erpressbar gemacht. Ironischerweise hatten die meisten Syrer wegen der von Erdogan unterstützten Islamisten fliehen müssen.

Dies wiederholt sich nun. In Erdogans Gefolge kommen die Fanatiker zurück, welche die Kurden mit westlicher Hilfe vertrieben hatten. In den ersten drei Tagen der türkischen Invasion flohen bereits 200 000 Menschen in Panik. In Syrien sehen sie keine Hoffnung mehr, alle wollen nach Europa!

Assad wird dank Putins Einigung mit Erdogan sein Herrschaftsgebiet weiter abrunden. Doch er ist bloss noch eine blutlose Marionette seiner Verbündeten. Die wirklichen Profiteure der endlosen Kette westlicher Irrtümer in Nahost sind Russland und der Iran. Ihrer Dominanz über den fruchtbaren Halbmond wird der Westen wohl nur noch zusammen mit der Türkei Einhalt gebieten können.

Mag sein, dass Erdogans Traum von der Wiedererrichtung des Osmanischen Reiches so doch noch aufgeht.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.



Ausland

Die USA spüren den **IS-Führer Abu Bakr al-Baghdadi** auf. Dieser sprengt sich in die Luft. Für Trump, dessen Truppenabzug aus Syrien heftig kritisiert wurde, kommt die Tötung politisch gelegen: Sie könnte die islamistische Terrororganisation in der Region entscheidend schwächen. Zudem wurde der von ihm forcierte Waffenstillstand zwischen der Türkei und kurdischen Milizen verlängert. Zwei Tage vor al-Baghdadis Eliminierung hatte der US-Präsident seine Abonnements der *New York Times* und der *Washington Post* aus Spargründen gekündigt und die Bundesbehörden angewiesen, dies ebenfalls zu tun. Dennoch müssen die beiden Trump-kritischen Zeitungen seine erfolgreiche Syrien-Politik auf Seite eins anerkennen.

Die Nachfrage nach Diesel- und Benzinautos sinkt. Der deutsche **Automobilzulieferer Bosch** entlässt weitere tausend Angestellte.

Aufregung in Bosnien: In einem Flussbett wurde ein 700 Jahre altes Schwert gefunden, das in einem Stein steckte. Es soll Ähnlichkeiten mit dem **mythischen Schwert Excalibur** der Artus-Sage haben.

Bei den **Thüringer Landtagswahlen** wird die Linke (31%) erstmals stärkste Kraft im Parlament. Die AfD liegt mit 23,4 Prozent vor der CDU (21,8%). Die SPD schrumpft auf 8,2 Prozent, die Grünen schaffen es knapp über die

5-Prozent-Hürde. Die bisherige rot-rot-grüne Koalition hat keine Mehrheit mehr. Am Wochenende wurden europaweit die Uhren um eine Stunde zurückgestellt, obschon EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker die «**ewige Sommerzeit**» versprochen hatte. Die Mitgliedstaaten konnten sich nicht auf ein gemeinsames Vorgehen einigen.

Das Metropolitan Museum in New York eröffnet am 29. Oktober die Ausstellung «**Félix Vallotton: Painter of Disquiet**». Der 1865 in Lausanne geborene Maler ist einer der wenigen **Schweizer**, denen in den USA eine eigene grosse Werkschau gewidmet wird/wurde.

In der pakistanischen Kleinstadt Rato Dero sind 900 Kinder HIV-positiv getestet worden. Ein Arzt hatte **infizierte Spritzen** wiederverwendet. Im Südosten Englands werden 39 tote Menschen im Kühllastwagen einer Schlepperbande gefunden. Die Opfer stammen aus China und Vietnam.

Google gibt die grösste Algorithmusänderung seit Jahren bekannt. Genauere Worterkennungen haben Auswirkungen auf die Reihenfolge der Suchergebnisse. Im Auktionshaus Sotheby's wurde die **teuerste Flasche Single-Malt-Whisky** für 1,7 Millionen Pfund verkauft. «Jesus Is King», das neunte Studioalbum des Rappers und Kim-Kardashian-Ehemannes Kanye West ist erschienen.

Meinungsfreiheit. «Antifaschistische» Demonstranten verhindern Vorträge und Vorlesungen

konservativer Politiker: von Bernd Lucke (Ex-AfD) an der Universität Hamburg und von Thomas de Maizière (CDU) an der Universität Göttingen. Auch Christian Lindner (FDP) war von der Universität Hamburg ein Auftrittsverbot erteilt worden. Die Linken-Politikerin Sahra Wagenknecht hatte zuvor an der Uni Hamburg an einem Anlass ungehindert auftreten dürfen.

Inland

Schweizer Forscher der ETH Lausanne entwickeln eine Wasserstoff-Tankstelle für zu Hause. Das etwa kühlschrankgrosse Gerät könnte der **emissionsfreien Mobilität** zum Durchbruch verhelfen. Die Mini-Tankstelle für Wasserstoff soll in naher Zukunft Hausbesitzern ermöglichen, das energiereiche Gas nicht nur zu speichern, sondern gleich auch selbst zu produzieren.

Ein Mann, der in Bosnien-Herzegowina eine sechsköpfige Familie getötet haben soll, lebte jahrelang unbehelligt in der Westschweiz vom Sozialamt. Nun wird er ausgeliefert. «Mein Vater wollte mich töten, weil ich schwul bin»: Der 17-jährige Seran M. aus Bern überlebt nur mit Glück eine **Messerattacke**.

SP-Präsident **Christian Levrat** schlägt im *Sonntagsblick* vor, den Bundesrat auf neun Mitglieder zu erweitern. Damit könne man auch kurzfristig «das Problem der fehlenden grünen Beteiligung» lösen. Nach dem historisch schlechtesten Wahlergebnis steht Levrat parteiintern unter Druck. Seine wiederholte Aussage, SP und Grüne seien «keine Rivalen» und «politisch praktisch deckungsgleich», wird von seinen Kritikern als strategischer Fehler angesehen: Die Grünen könnten die Sozialdemokraten ähnlich wie in Deutschland als führende Kraft im linken Lager ablösen.

Die alle fünf Jahre erscheinende Gesundheitsstatistik der Schweiz zeigt die **Fortschritte der Medizin**: Das Risiko für eine Frau, an Krebs zu sterben, ist heute um ein Viertel tiefer als für eine Frau der gleichen Altersklasse vor dreissig Jahren. Bei den Männern macht der Unterschied über ein Drittel aus.

Am Sonntag lief der letzte **SRF-Tatort aus Luzern** über die Bildschirme. Die Kritik bleibt selbst beim Abgang von Kommissar Flückiger ungnädig. Der *Spiegel* vergibt einen von zehn möglichen Punkten.

Unpünktlichkeit, falsche Personalplanung, Sicherheitsdefizite: An einer Medienkonferenz der SBB übt die Geschäftsleitung Selbstkritik. **CEO-Andreas Meyer**: «Wir haben keinen guten Job gemacht.» Er hatte im September seinen baldigen Rücktritt angekündigt. *Peter Keller*



Exklusiv:
3 Kabinen, 4 Crew



VIP-Yachting Kroatien Segeln im Insel-Naturparadies

Unterwegs in den einzigartigen Kornaten und im Telascica-Naturpark erleben Sie unvergessliche Yachting-Ferien. Erkunden Sie Kroatiens traumhaftes Naturparadies auf unserem eleganten Zweimaster.

Der Naturpark Telascica und die Kornati-Inseln mit ihren weit über hundert kleinen Eilanden und Riffen sind noch ein Geheimtipp. Sie segeln entlang der herrlichen kroatischen Küste, von Insel zu Insel. Jedes Mal, wenn die Crew den Anker wirft, erwartet Sie eine neue Welt. Es sind Buchten mit kristallklarem Wasser, in denen viel Privatsphäre und Zeit zum Baden und Entspannen garantiert sind. Sie reisen sanft und im kleinen Rahmen mit sechs Personen. Eine erfahrene vierköpfige

Crew kümmert sich um Ihr Wohl. Sie geniessen die mediterrane Küche, den lokalen Wein und jeden Tag viel Sonne, Ruhe, Segeln und die atemberaubende Natur. Dazu kommt die Möglichkeit, täglich etwas Neues zu entdecken. Gönnen Sie sich diese Traumferie – alleine oder zusammen mit Ihren Liebsten.

Ihre Traum-Yacht mit Crew
35-Meter-Zweimast-Segelyacht; 4 Crew-Mitglieder; 3 geräumige, klimatisierte Gästekabinen mit Dusche/WC; grosser Esstisch auf Deck und im Salon; Sonnenliegen; Stand-up-Paddel; Schnorchelausrüstung und Beiboot.

Unser Traumprogramm

1. Tag: Sumpetar–Okrug Gornji
2. Tag: Okrug Gornji–Zirje oder Rogoznica
3. Tag: Zirje–Kakan und Kornaten
4. Tag: Kornaten–Jezero–Mir–Telascica
5. Tag: Kornaten–Primosten-Region
6. Tag: Primosten-Region–Solta
7. Tag: Solta–Sumpetar
8. Tag: Sumpetar



Platin-Club-Spezialangebot

Exklusive Yachting-Ferien Kroatien
35-Meter-Zweimast-Segelyacht
4 Crew-Mitglieder

Reisetermine:

- 20. bis 27. Juni 2020
- 5. bis 12. September 2020
- 12. bis 19. September 2020

Leistungen inklusive:

- Yachtreise ab/bis Split
- Betriebskosten der Yacht
- Halbpension
- Captain's Dinner

Spezialpreis pro Person:

- VIP-Zweibettkabine Fr. 3870.–
- Master-Doppelbett-Kabine Fr. 4280.–

Anmeldung und Information:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 056 427 15 68 oder per E-Mail an info@executive-private.ch.
Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular auf www.weltwoche.ch/platin-club

Veranstalter:

Executive CH, 5430 Wettingen
www.executive-yachtreisen.ch
Mitglied des Garantiefonds der Schweizer Reisebranche

www.weltwoche.ch/platin-club

#MeToo auf Albanisch

Von Roman Zeller — Das Problem der häuslichen Gewalt sei belegbar, sagt Dafina Eshrefi. Die Journalistin, die sich selbst als «stolze Albanerin» bezeichnet, kämpft dagegen – «von innen». Ihre Landsleute toben und bedrohen sie mit dem Tod. Wie geht sie damit um?



«Die Frau gehört ihm»: Autorin Eshrefi.

Täter und Opfer seien Albaner, vermeldete kürzlich der *Sonntagsblick*. Eine vierfache Mutter – «Luiza» lautete ihr Name – bezahlte ihre Trennung mit dem Leben. Dutzende Male habe er, der gewalttätige Ehemann Ilir B., zugestochen, «bestialisch», «alles war voller Blut».

An den Titel erinnert sie sich sofort: «Bis dass der Mord uns scheidet», zitiert ihn Dafina Eshrefi, die Autorin. «Der Kommentar ging ab wie eine Rakete», erklärt die 35-jährige

Sonntagsblick-Praktikantin, die erst seit letztem März regelmässig publiziert. Auffallend war ihre persönliche Note: Sie, die sich selbst als «stolze Albanerin» und die Schweiz als «Heimat» bezeichnet, schrieb: «Wir Albaner haben ein gewaltiges Problem, über das wir dringend sprechen sollten.»

Weit über 200 000 Leser beachteten den Text online, über 350 Kommentare erfolgten. Ein Vollerfolg? Immerhin hat sie etwas ausgelöst, wie sich im Gespräch herausstellt. Wir sitzen

in einer Zürcher Bar. Viele der User-Kommentare hätten gelöscht werden müssen, sagt Eshrefi und schenkt Eistee in ihr Glas. Nicht nur von «irrlüchternen Wüterichen» sei sie als «Verräterin, Schlampe, Miststück» beschimpft worden; Landsleute bezichtigten sie des Albaner-Bashings, zwei Spinner drohten ihr mit dem Tod. «Wäre ich ein Mann, hätten viele mehr Respekt», sagt Eshrefi in akzentfreiem Schweizerdeutsch. «Ja! Das weiss ich.» Zwar habe es schon Mut gebraucht, aber zwei albanische Morde innerhalb zweier Wochen seien ihr zu viel gewesen. Als Praktikantin habe sie unbedingt über die Missstände berichten wollen und habe ihren Chef um sein Einverständnis gebeten. Solche Probleme, glaubt sie, liessen sich nur «von innen» lösen. «Wieso?», wiederholt Eshrefi die gestellte Frage. Dafür müsse sie etwas ausholen.

Panzer und Patrouillen

In Pristina, wo sie 1983 zur Welt kam, erlebte Eshrefi eine «traumhafte Kindheit», wie sie betont. Sie schwärmt von der Hauptstadt des Kosovo, in der sie aufwuchs. Ihr Vater, ein Kameramann, weltoffen, habe sich nicht gross um Nationalitäten gekümmert. «Das Albanische» habe sie eher von der Mutter. Sie komme aus einer «Riesenfamilie», sagt sie und lacht. Das seien alles «richtige Albaner», herzlich, ehrlich, anständig, ehrenvoll – «Ehrenmann und Ehrenfrau», das heisse noch etwas. Jemanden ausnehmen, beklauen, gelte als Todssünde, weshalb Eshrefi, angesprochen auf Loredana Zefi, die kosovarische Star-Rapperin, den Kopf schüttelt. *20 Minuten* beschuldigte ihre Landsfrau unlängst der Abzocke. Eshrefi sagt: «Ihre Pressekonferenz in Pristina habe ich übersetzt – o Gott!»

Die Live-Übertragung war eine der bisher meistgeschauten auf Blick.ch, und Eshrefis schnippische Seitenhiebe waren unüberhörbar. Einen Tonausfall überbrückte sie, indem sie das albanische Aushängeschild beschrieb: Wie ein Kind, das nicht zugeben will, dass es einen Fehler gemacht hat, sitze Loredana da. Das habe sie sich nicht verkneifen können, meint sie. «Nie klauen – nie, nie, nie! So wurde ich erzogen. Meine Mutter war liebenswert und streng» – so auch ihre albanischen Lehrer. Damals, unterstreicht sie, hätten sie neben den Serben leben können – bis der Nationalismus spürbar aufkam. Ihr Vater, erinnert sie sich, habe wie alle albanischen Staatsangestellten den Job verloren, in der Stadt seien Panzer

aufgefahren, schwerbewaffnete Serben hätten patrouilliert.

Eines Morgens seien Giftgasgranaten in Eshrefis Schulzimmer geflogen. Panik sei ausgebrochen, sagt sie und mimt die Evakuierung, indem sie ihren Rollkragenpullover über die Nase zieht. «Weltuntergangsstimmung» habe geherrscht, worauf die Mutter die damals Sechsjährige auf «längere Ferien» mitgenommen habe. Anfänglich sei das für sie «mega-spannend» gewesen. Gepackt hätten sie das Nötigste. Keine Fotoalben, nichts. Sie wollten zurückkehren. Rückblickend weiss sie: «Der Krieg hat alles zerstört.»

Ihr Weg führte in die Schweiz. Über Kreuzlingen landeten sie im Durchgangszentrum Altstätten. «Meine Mutter wurde ständig angemacht», erinnert sich Eshrefi. Der Vater habe erst später nachkommen können. Ein junger albanischer Asylbewerber habe sie gefragt, ob sie mit ihm das Bett tauschen wolle, so dass er bei ihrer Mutter schlafen könne – «Gruusig!» Nach Wochen landete sie – mittlerweile mit Vater – in Zollikon, zwei Monate später in Oberstammheim. Sie hätten ein «altes Haus» bezogen, sagt Eshrefi und präzisiert: «Es war eher eine Scheune.» Das Klassenzimmer hingegen sei ihr wie der «Himmel auf Erden» vorgekommen. «Mein Name stand auf meinem *Stüeli*, alles war farbig.» Und sie wurde von den Lehrern nicht mit dem Lineal geschlagen – «wow», fügt sie an. Nur, die Integration verlief holprig: «Weisst du», erklärt sie, «albanische Kultur ist, dass man den Gast einbezieht. Bei den Schweizern», so habe sie das erlebt, «ist es umgekehrt.»

Im Kosovo in der Badi

Frau Lüthi, ihre Handarbeitslehrerin, habe ihr enorm geholfen, sich wohl zu fühlen, berichtet Eshrefi. «Sie stellte die Pultordnung um, dass ich nicht mehr alleine sitzen musste.» Ab

der dritten Klasse habe sie Anschluss gefunden. «Ich war eine Stammerin», lacht sie und erzählt vom Wümmen und Apfellesen. Gerne habe sie gelernt. Sie bestand die Aufnahmeprüfung fürs Langzeitgymnasium. «Es lief super», sagt sie, «bis wir wegmussten.»

Ihre Familie erhielt einen negativen Asylentscheid. Zurück in den Kosovo, so die Schocknachricht. Irgendwie sei es ihren Eltern gelungen, zu erwirken, dass sie bleiben konnten, in Töss, von wo aus Eshrefi das Gymi Rychenberg besuchte. Sie habe «unglaublich Heimweh» nach Oberstammheim gehabt, weshalb es für sie einfach «nicht mehr gepasst» habe, sagt sie. Auch gelernt habe sie nicht mit Freude. Völlig unverhofft, als Siebzehnjährige, habe sie dann ein Fernsehmoderations-Casting gewonnen. Mein Durchbruch, wie sie dachte. Immer schon sei es ihr Traum gewesen, Journalistin zu werden. Der Erfolg aber habe sich in Neid und Missgunst umgemünzt, von den Mitschülern sei sie gemobbt worden. Zwei Monate später schmiss sie die Schule und jobbte fortan frühmorgens oder spätabends – «alles, nur keine Menschen» habe sie um sich haben wollen.

Kein Jahr später, sagt Eshrefi, habe sie während Ferien einen jungen Albaner in einer Badi im Kosovo kennengelernt – einer, der wie sie in der Schweiz aufgewachsen war. Er wurde ihr erster Freund und späterer Ehemann. Mit 24 Jahren bekamen sie ihr erstes Kind, 2012 das letzte von insgesamt dreien. Eshrefi klammert sich mit beiden Händen an die Eisteeflasche vor sich. Sie ringt mit sich und darum, was sie sagen will und kann. «Meine Ehe», meint sie, «ist viel zu privat.» Sie habe damit abgeschlossen, sich von ihrem Ex-Mann gelöst. Heute sei sie froh, dass er ihren drei Kindern ein guter Vater sei. «Aber», das fügt sie melancholisch an, «es war eine sehr schwierige Ehe.»

Drei kleine Kinder, eines mit Asperger-Syndrom, und nebenbei das Dolmetscher-

studium, das sei anstrengend gewesen. Die Fälle, die Eshrefi als Übersetzerin hatte, hätten sie geprägt. Er könne selbst für seine Frau übersetzen, habe ihr ein albanischer Ehemann einmal gesagt, erinnert sie sich. Oder ihre Einsätze in Frauenhäusern, wo sie viele Fälle, «fast immer die gleichen», gehabt habe, sagt sie, um sich sogleich zu korrigieren: «Was sage ich?! 99 Prozent waren es.» Sie schildert, dass die Frauen misshandelt, geschlagen oder eingesperrt worden seien, aber geschwiegen hätten, weil sei die Familie, die Kultur nicht kaputt machen wollten.

Den Opfern eine Stimme leihen

Natürlich wolle sie nichts verallgemeinern. «Aber», betont Eshrefi, «das Problem bei Albanern lässt sich belegen.» Jede zweite Frau in Albanien habe häusliche Gewalt erlebt, dazu gebe es Statistiken und Studien. «Das hat vor allem mit dem Kanun zu tun», dem albanischen Gewohnheitsrecht aus der vorrömischen Zeit. «Die Frau hat darin keine Rechte», sagt sie und zischt dazwischen: «Wie viel hätte meine Mutter nur geerbt.» Berücksichtigt worden seien nur die Söhne. Noch schlimmer aber finde sie, dass laut Kanun die Blutrache legitim sei und ein Mann seine Frau schlagen dürfe – ja, sie sogar umbringen. «Die Frau gehört ihm.»

Den Opfern wolle sie wenigstens ihre Stimme leihen. Vehement betont sie, dass das ihre Pflicht sei. Kommentare von «Möchtegernpatrioten» seien für sie «Piepmatz», sie habe in ihrem Leben schon so vieles erlebt – da klingelt ihr Telefon. Hastig packt sie ihre Tasche und hetzt los. Die Eisteeflasche lässt sie halb voll, ihr Glas fast gefüllt stehen. Sie müsse ihre drei Kinder vom Hort abholen, entschuldigt sie sich und schaut kurz zurück. «Das habe ich ihnen versprochen.»



JEDEN MONAT NEUE
TRÜFFELGESCHICHTEN
ZU PUBLIZIEREN,
MACHT NICHT
SCHLANK, SONDERN
CA. 140 SEITEN DICK.

Die spannendsten Seiten der Wirtschaft.

Hier für
Newsletter
anmelden:



Personenkontrolle

Maurer, Cassis, Parmelin, Levrat, Reynard, Maret, Couchepin, Simon, Luginbühl, Nause, von Graffenried, Blatter, Klein, Gabrielian, Yakin, Draghi, Lagarde, le Carré

Ueli Maurer, Gleichstellungsfreund, denkt an die Frauen. Der SVP-Bundesrat und Finanzminister ist daran, die Bundespersonalverordnung zu revidieren und es den weiblichen Angestellten beim Bund zu ermöglichen, künftig gleich lang wie die Männer zu arbeiten. Während die in der Bundesverwaltung beschäftigten Männer mit 65 Jahren pensioniert werden und bis dahin ihren Lohn behalten und ihre Pensionskasse alimentieren können, werden ihre Arbeitskolleginnen heute automatisch mit 64 Jahren in Rente geschickt. Wollen Frauen länger beim Bund tätig bleiben, können sie das nur, wenn ihr Chef damit einverstanden ist. Ab Anfang 2020 soll mit dieser Ungleichbehandlung der Geschlechter nun Schluss sein, wie Maurers Personalamt auf Anfrage mitteilt. Die weiblichen Bundesangestellten sollen dann wie die Männer das Recht haben, ihre Stelle bis 65 Jahre zu behalten. (fon)

Ignazio Cassis, Wackelbundesrat, zeigt nach dem grandiosen Wahlsieg der Grünen Nerven. Seit die Ökologen in der allgemeinen Euphorie auf einen Sitz im Bundesrat spekulieren und dabei vor allem auf jenen des Tessiner Freisinnigen fokussieren, hat Cassis offenbar einzelne Positionen still und leise der politischen Entwicklung angepasst. So weibelte er im Frühjahr 2018 noch für Kriegsmaterialexporte in Bürgerkriegsländer, was vor allem bei den Linken und Grünen einer Todsünde gleichkommt. Diese Kreise haben inzwischen auch eine Volksinitiative eingereicht, die solche Exporte stoppen will. Vergangene Woche befasste sich der Bundesrat damit. Laut diversen Zeitungen stellte Wirtschaftsminister Guy Parmelin (SVP) dabei den Antrag, die Initiative abzulehnen und auch auf einen Gegenvorschlag zu verzichten. Laut regierungsnaher Quelle gehörte Aussenminister Cassis aber plötzlich zu jenen Bundesräten, die am eifrigsten für einen Gegenvorschlag, also auch für schärfere Regeln bei den Kriegsmaterialexporten, eintraten. Aus dem Schneider ist Cassis damit aber noch nicht. (hmo)

Christian Levrat, Wahlkämpfer, mischt sich in den Walliser Ständeratswahlkampf ein. In



Stille Anpassung: Bundesrat Cassis.

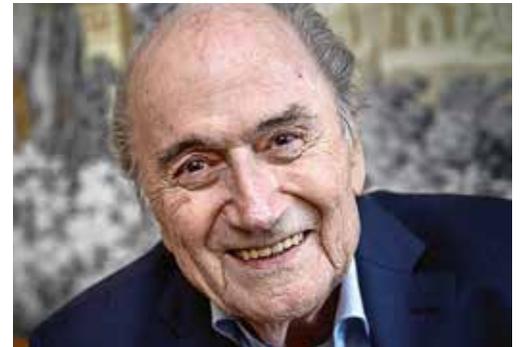


Rechnet grosszügig: Regierungsrätin Simon.

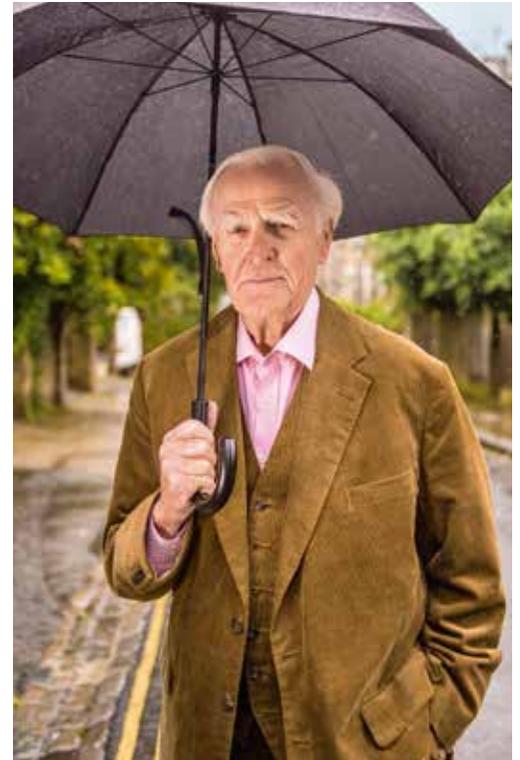


Eigenlob: SP-Präsident Levrat.

der Rhonerepublik findet am Sonntag der zweite Wahlgang für den Ständerat statt. SP-Nationalrat Mathias Reynard ist dabei der grosse Herausforderer der Unterwalliser CVP-Ständeratskandidatin Marianne Maret. Dass die CVP einen ihrer beiden Ständeratssitze verlieren könnte, ist nicht ausgeschlossen, zumal bereits alt Bundesrat Pascal Couchepin seine Freisinnigen aufgerufen hat, bei der Wahl den Sozialisten Reynard zu unterstützen. Jetzt greift auch SP-Präsident Levrat ins Geschehen ein. In einem Interview mit der Oberwalliser Tageszeitung *Walliser Bote* liess der schlaue Freiburger Anfang Woche verlauten: Es führe zu besseren Ergebnissen, wenn die Walliser wie die Freiburger einen Vertreter der CVP und einen der SP in die kleine Kammer wählen würden. Diese zwei Parteien hätten gemeinsam grossen Einfluss im Ständerat und in der vergangenen Legislatur auch wichtige Dossiers vorangetrieben. Bei so viel Eigenlob wird man sofort hellhörig – zumal Obergenosse Levrat noch vor einigen Wochen von einer verlorenen Legislatur gesprochen hatte. (hmo)



Bad in der Menge: Ex-Fifa-Präsident Blatter.



Will Europäer bleiben: Schriftsteller Le Carré.

Beatrice Simon, Rechnerin, verzichtet. Die BDP-Politikerin verpasste die Wahl zur Berner Ständerätin überraschend deutlich, wurde aber in den Nationalrat gewählt. Obwohl sie zuvor den Wählerinnen und Wählern feierlich versprochen hatte, sie werde auch bei einer Wahl in den Nationalrat als bernische Finanzdirektorin zurückerufen, will sie jetzt im Regierungsrat bleiben, statt in die grosse Parlamentskammer zu wechseln. Simon geriet unlängst in die Schlagzeilen, weil sie Rentner am Existenzminimum mit hohen Steuerforderungen plagte. In eigener Sache rechnet sie grosszügiger: Indem sie auf den Ständeratssitz ihres Parteikollegen Werner Luginbühl aspirierte, erhoffte sie sich neben dem Gehalt einer Standesvertreterin auch viele lukrative Mandate. So war Luginbühl Inhaber von zwanzig teilweise hochbezahlten Pöstchen, und auch Beatrice Simon hätte sich auf hübsche Zusatzeinkünfte freuen dürfen. Weil sie aber bloss Nationalrätin wurde, bleiben solche Hoffnungen wohl unerfüllt. So war ihre Rechnung schnell gemacht: Als Regierungsrätin verdient sie wesentlich besser. (möö)

Reto Nause, Individualreisender, setzt sich ab. Der CVP-Umweltdirektor und einzige bürgerliche Vertreter in der bernischen Stadtregierung reiste aus dem fernen Sizilien, wohin die Exekutive unter der Führung des grünen Stadtpräsidenten **Alec von Graffenried** eine mehrtägige Schulreise unternommen hatte («Palermo war auf jeden Fall eine Reise wert»), mit dem Flugzeug in die Heimat zurück. Seine vier rot-grünen Kolleginnen und Kollegen nahmen derweil, wie schon auf der Hinreise, den Zug und lebten damit ihrem eigenen Beschluss nach, dass für Stadtangestellte auf Dienstreisen grundsätzlich ein Flugverbot gelte. Das zeigt: Bürgerliche Politiker stehen im Moment vielleicht nicht so hoch in der Wählergunst, sie haben dafür andere Vorteile. (fon)

Sepp Blatter, Ur-Schaffhauser, trat als Fifa-Präsident 2015 ab. Vor kurzem kehrte er erstmals in ein Schweizer Fussballstadion zurück. Blatter folgte der Einladung von FC-Schaffhausen-Präsident **Roland Klein** zum Heimspiel im Lipo Park gegen die Grasshoppers. Nach der Trennung von Langzeitpartnerin **Linda Gabrielian** genoss der Walliser das Bad in der Menge sichtbar. Er posierte geduldig für Fotos, redete mit Trainermutter **Emine Yakin** über gemeinsame Zeiten in der Walliser Gemeinde Lalden, offenbarte seine Schaffhauser Wurzeln («meine Grossmutter Maria stammte aus Trasadingen») und stimmte für den Reporter von Radio Munot mit sonorer Stimme das Lied vom «Munotglöcklein» an. Zum schmucken Kleinstadion sagte er: «Im Zürcher Fussball werden nur Luftschlösser gebaut. Die Schaffhauser aber haben ein wahres Bijou errichtet. Chapeau!» (tre)

Mario Draghi, Zauberlehrling, hat ausgehext. «Supermario» räumt nach acht Jahren seinen Stuhl als Präsident der Europäischen Zentralbank (EZB). Am Ende seiner Amtszeit gibt es zwar den Euro noch, die EZB hat sich aber gefährlich weit in die Todeszone der Negativzinsen vorgearbeitet. Zum Dank wurde Draghi anlässlich seiner Verabschiedung von der versammelten politischen Prominenz wortreich gerühmt. Kein Wunder, hat er den zaudernden Regierungschefs doch immer wieder die Haut gerettet. Ob seine Nachfolgerin **Christine Lagarde** die Geister wieder loswird, die «Mario der Magier» gerufen hat? (fsc)

John le Carré, kalter Krimikrieger, will auch nach einem Brexit Europäer bleiben. Der 88-jährige britische Bestsellerautor («Der Spion, der aus der Kälte kam») hat daher vorsorglich einen irischen Pass beantragt – eine auf der grünen Insel geborene Grossmutter macht nach irischem Recht möglich. Was le Carré im Einzelnen von der derzeitigen britischen Politik hält, kann man in seinem soeben erschienenen Buch «Federball» nachlesen. Kurz gesagt: gar nichts. (ky)

Nachruf



Schneller Aufstieg: Terrorist al-Baghdadi.

Abu Bakr al-Baghdadi (1971–2019) — Der Mann, der bis zu seinem Tod als Top-Terrorist zuoberst auf der Fahndungsliste stand und Tausende von Menschenleben auf dem Gewissen hatte, war in seiner Jugend ein ehrgeiziger Fussballspieler. An der Universität Bagdad, wo er in Islamwissenschaften abschloss, folgte er dem Trend unter seinen Kommilitonen und schloss sich der Muslimbruderschaft an. Doch bald schon verliess er die Islamistengruppe, weil sie, so sein Vorwurf, bloss theoretisiere. Er aber forderte Taten.

Als Aktivist des Heiligen Kriegs tat er sich erstmals im US-amerikanischen Gefangenenlager Bucca hervor. Er war von US-Einheiten verhaftet worden, während er einen Studienfreund besucht hatte, der Al-Qaida-Mitglied war. In Camp Bucca traf er ehemalige Offiziere der irakischen Armee, die ihn mit ihrem militärischen Wissen beein-

druckten. Er knüpfte Kontakte zu Al-Qaida-Terroristen, denen er sich nach seiner Entlassung aus der US-Gefangenschaft anschloss und von denen er bald den Auftrag erhielt, die Präsenz von al-Qaida in Syrien auszubauen.

Sein Stammbaum beschleunigte seinen Aufstieg an die Spitze des Terrors. Er behauptete, Spross des Quraisch-Stammes zu sein, dem auch Prophet Mohammed angehört hatte. Nach der Tötung von Osama Bin Laden witterte er seine grosse Chance. Weil dessen Nachfolger Charisma vermissen liessen, forderte al-Baghdadi die neue Al-Qaida-Führung heraus. Bei Ausbruch des syrischen Bürgerkriegs beschloss er, das Chaos im Nachbarland auszunutzen, um seinen Einfluss auch auf Teile des Krisenstaates auszudehnen. Schnell rief er den Islamischen Staat in Syrien und im Irak aus. Und er brach mit al-Qaida. Nun legte er seinen ursprünglichen Namen Ibrahim Awad Ibrahim al-Badri ab und liess sich mit seinem Nom de Guerre al-Baghdadi ansprechen. Damit wollte er an die glorreiche Epoche der Abbasiden und deren Kalifats von Bagdad vor rund tausend Jahren anknüpfen, zitiert BBC-Arabienkorrespondent Ali Hashem Gefolgsleute von al-Baghdadi.

Seinem Anspruch setzte eine amerikanische Elitetruppe allerdings ein Ende. Bevor sie ihn am 26. Oktober in seinem Versteck aufgreifen konnte, zündete er seine Sprengstoffweste. Dass es sich bei dem Toten um al-Baghdadi handelte, konnte mittels DNA an seiner Unterwäsche zweifelsfrei bestätigt werden. *Pierre Heumann*

«Ist es nicht besser, früher an später zu denken?»

Samantha Ritz
Leiterin Brokerkanalmanagement
zum selbstbestimmten Leben

Frauen verstärken den Linksdrahl

Von Philipp Gut und Christoph Mörgele — Das neugewählte Parlament besteht fast zur Hälfte aus Frauen. Das hat Folgen für die Politik.

Der 20. Oktober war ein Tag der Frauen. Zumindest jener Frauen, die sich mehr Geschlechtsgenossinnen in der Politik wünschen. Der Frauenanteil im Nationalrat beträgt neu bemerkenswerte 42 Prozent. Das bedeutet ein Plus um ein Zehntel gegenüber der letzten Legislatur. Im etwas bedächtigeren Ständerat dürften nach zweiten Wahlgängen immerhin fast ein Dutzend Frauen politisieren. Die Beliebtheit weiblicher Politiker zeigt sich auch daran, dass sich unter den 31 Parlamentsmitgliedern, welche die Wiederwahl nicht schafften, nur gerade drei Frauen befinden. Schon das Feld der Kandidaten war so weiblich wie nie gewesen. «Die Steigerung gegenüber den letzten Wahlen ist von einem Ausmass, wie es seit 1971 noch nie registriert wurde (+857 Kandidaturen)», errechnete der Politologe Werner Seitz in einer Studie für die Eidgenössische Kommission für Frauenfragen. Der gewachsene Einfluss der Frauen zeigt sich auch an der Spitze der mächtigen Bundesverwaltung: Seit 2019 sind vier der sechs Staatssekretariate in weiblicher Hand.

Bei den Medien, bei Alliance F, bei «Helvetia ruft» herrscht nun Freudentaumel. Die «Arena» des Schweizer Fernsehens widmete dem Frauensieg eine Sendung mit dem Titel «Frauen an die Macht – und jetzt?». Die spannendste Frage wird aber kaum je aufs Tapet gebracht: Inwiefern verändern die neuen Geschlechterverhältnisse in der höchsten gesetzgebenden Behörde den politischen Kompass des Landes? Werden neben und über den Parteien neue Frauenallianzen geschmiedet? Bilden sich für spezifische Frauenanliegen neue, bislang undenkbare Mehrheiten?

Grün-Rutsch verschärft Lage

Mögliche Antworten bieten Erfahrungen der Vergangenheit oder wissenschaftliche Studien zur politischen Einstellung der Frauen und über die Differenzen zu den Männern. Der vielleicht wichtigste Befund: Frauen stimmen und wählen generell mehr links als Männer. Das lässt sich empirisch auf verschiedenen Ebenen festmachen. Zum einen bei ihrer grösseren Unterstützung für Linksparteien. Vor vier Jahren wählten deutlich weniger Frauen die SVP als Männer (26 zu 32 Prozent), dafür mehr Frauen die SP (21 zu 17 Prozent) oder die Grünen (9 zu 5 Prozent). Auswertungen des Parlamentarierratings, das die Abgeordneten auf einem Links-rechts-Schema verortet, verdichten sich ebenfalls zum Fazit,

dass die Frauen insgesamt links von den Männern politisieren. Aber auch innerhalb der einzelnen Fraktionen neigen sie in diese Richtung.

Die nationalen Wahlen von 2019 dürften mit ihrem Grün-Rutsch diese Verhältnisse noch akzentuiert haben. Denn grün heisst links. Mia Eichmüller von der Universität Zürich bestätigt diesen Gender-Gap und begründet ihn mit der Einstellung in Fragen zur Sozial-, Umwelt- und Geschlechterpolitik. Wer etwa für mehr Elternurlaub, für den Ausstieg aus der Kernenergie oder für mehr Lohngleichheit sei, wähle eher links. Und dies sei bei Frauen öfter der Fall als bei Männern. Die Schweiz

Frauen sind staatsgläubiger, sozialer und ökologischer als Männer.

liegt hier in einem Trend, der in den meisten westeuropäischen Staaten zu beobachten ist. Allgemein stimmen Frauen Umverteilungsforderungen eher zu als Männer, die mehr Wert auf die Eigenverantwortung legen. Frauen sind demnach staatsgläubiger, sozialer und ökologischer als Männer.

Frauen schieben die FDP nach links

Allerdings wirkt sich der Faktor Geschlecht je nach Partei unterschiedlich stark aus. Bei den Polparteien SP, Grüne und SVP sind die Einstellungen homogener als in der Mitte. Dort wiederum hat der Aufstieg der Frauen insbesondere die Positionierung der FDP markant verändert. Detaillierte Daten, die das Soziologische Institut der Universität Zürich bei lokalen Parteiorganisationen erhoben hat, zeigen, dass die politische Orientierung der FDP-Sektionen direkt mit dem Frauenanteil unter der Anhängerschaft korreliert: je mehr Frauen, desto ausgeprägter links. Und das wirkt sich natürlich auf sachpolitische Einstellungen und Entscheidungen aus: Sektionen mit hohem Frauenanteil weichen vor allem in der Sozial- und Umweltpolitik von der Position männlich dominierter Einheiten ab. Diese Präferenzen sind auch beim Abstimmungsverhalten in den eidgenössischen Räten zu beobachten.

Anders bei der SVP. Eine Sandra Sollberger oder eine Esther Friedli wird in den wesentlichen Fragen kaum anders stimmen als Albert Rösti oder Andreas Glarner. Magdalena Mar-

tullo wird sich als Chefin eines global tätigen Unternehmens im Parlament leichter mit den Inhabern von Gewerbe- und Handwerksbetrieben einigen als mit einer Sozialpädagogin Barbara Gysi von der SP. Es gab allerdings früher selbst in der Volkspartei Abwechlerinnen, die der Mitte zuneigten. Lisbeth Fehr, ehemals Stellvertreterin von Christoph Blocher im Präsidium der Zürcher SVP, überwarf sich vor allem in aussenpolitischen Fragen mit ihrer Partei und wurde 2003 nicht mehr nominiert. Brigitta Gadiant gehörte zu den am weitesten links Politisierenden unter den Rechten, ebenso Ursula Haller (beide später BDP) oder die jüngst zurückgetretene Waadtländer Bäuerin Alice Glauser.

SP-Männer abgesägt

Im Jubel über den Triumph der Frauen sind die Misstöne allerdings nicht zu überhören, besonders im links-grünen Lager. Der Druck, noch mehr Frauen zu portieren, ist dort seit Jahren so hoch, dass Männer für viele Positionen gar nicht mehr in Frage kommen. Winken Ständerats-, Regierungsrats- oder gar Bundesratsämter, stehen sie zähneknirschend zurück und lassen den Genossinnen den Vortritt. Die Heimat des Feminismus ist nach eigenem Verständnis die Linke – und folglich gehörte der Linken eigentlich die Hälfte der Welt. Auch weil die SP im Kanton Bern eine Frauen- und eine Männerliste führte, schafften die bekannten Nationalräte und Gewerkschafter Corrado Pardini und Adrian Wüthrich die Wiederwahl nicht. Die Strategie der machtbewussten linken Männer erschöpft sich in Umarmungsstrategien. Man erklärt sich, wie Cédric Wermuth, zum Frauenversther und Feministen. Hinter vorgehaltener Hand aber hadern sie mit ihrem Schicksal und lassen durchblicken, dass sie es wären, die von einer Quotenregelung in der eigenen Partei profitieren würden.

Nun ist aber feministisches Denken auch bürgerlich-liberalen und christlichdemokratischen Kreisen nicht fremd; auch die politisch dort verorteten Frauen streben nach Emanzipation, Gleichberechtigung und Selbstverwirklichung. Nur ist dies nach ihrer Vorstellung nicht unbedingt Staatsaufgabe, sondern eine Leistung, die von den Frauen individuell erbracht werden muss – und erbracht werden kann.

In historischer Perspektive steht ausser Zweifel, dass das Frauenstimmrecht von 1971



Männer stehen zurück: Grünen-Nationalrätin Aslan (M.) mit Mitstreiterinnen nach der Wahl.

die politische Schweiz nachhaltig veränderte. Bislang hatten sich zwar Fabrikanten, Bauern und Arbeiter heftig über die Verteilung der vorhandenen Steuergelder gestritten. Keinem dieser Männer wäre es aber in den Sinn gekommen, Kinderkrippen oder die Vereinbarkeit von Beruf und Familie staatlich zu regeln oder zu finanzieren. Als sich die FDP und die CVP nach der Einführung des Frauenstimmrechtes 1971 um politisierende Frauen bemühten, hatte dies durchaus den Effekt, dass manche von ihnen zur Mitte strebten. Elisabeth Kopp galt seit der Jugend zwar als stramme Antikommunistin, mauserte sich aber zur Vorkämpferin des Umweltschutzgedankens. Lili Nabholz baute mit der SP-Frau Gret Haller die frühere AHV-Ehegattenrente zu einer Individualrente um. Leni Robert begann ihre Karriere in der FDP, bevor sie als Mitglied der Grünen Liste bernische Nationalrätin und Regierungsrätin wurde. Christine Egerszegi trat zu Beginn ihrer Karriere als rabiate Gegnerin der Mutterschaftsversicherung auf, näherte sich aber später sozialpolitisch der Linken immer mehr an und machte sogar die Musik zur Staatssache. Auch Christine Beerli kämpfte am linken Rand ihrer Partei – wie es heute Christa Markwalder oder Claudine Esseiva tun.

Bei der CVP konnte der christlichsoziale Flügel auf zuverlässige Frauen der ersten Stunde zählen, etwa auf Josi Meier, Judith Stamm, später auf die Zürcherinnen Rosmarie Zapf und Kathy Riklin. Frauen der Mitte trugen 2007 massgeblich zur Abwahl von Christoph Blocher bei und installierten Eveline Widmer-Schlumpf als neue Bundesrätin. Diese teilte in keiner einzigen Sachfrage, in der sich ihre SVP von FDP und CVP rechts absetzt, die Ansichten ihrer eigenen Partei. Die 2019 nicht wiedergewählte BDP-Fraktionschefin Rosmarie Quadranti stimmte so nahe bei der SP, dass man sich wundert, wie sie viele Jahre in der SVP hatte politisieren können.

Geringe Differenzen bei Ausländerpolitik

Auch als in den Jahren 2010 und 2011 erstmals eine Frauenmehrheit im Bundesrat herrschte, veränderte dies den politischen Kurs des Landes in einigen zentralen Fragen. «Ich habe allgemein die Erfahrung gemacht, dass sich Frauen in Exekutivämtern weniger in ein parteipolitisches Korsett stecken lassen als Männer», meinte Doris Leuthard (CVP) dazu. Sie rühmte denn auch den «mutigen» Entscheid zum Ausstieg aus der Kernenergie nach Fukushima, den sie ausdrücklich mit der Frauenmehrheit begründete. Aber auch

das Bankkundengeheimnis gegenüber Ausländern bestattete die weibliche Mehrheit ohne Sentimentalitäten.

Schliesslich zeigt sich der weibliche Hang zum Sozialen, Ökologischen und zu Verboten durch Vater Staat auch bei den eidgenössischen Volksabstimmungen. Das Institut gfs.bern hat dies systematisch untersucht. Dabei wichen die Frauen oft im zweistelligen Bereich von den Männern ab. Am deutlichsten beim Werbeverbot für Tabak (18 Prozent mehr Ja-Stimmen bei den Frauen), dem Antirassismugesetz (17 Prozent mehr Ja) und dem Gegenvorschlag zur Avanti-Initiative (17 Prozent weniger Zustimmung). In jüngerer Zeit fällt allerdings auf, dass das Muster «Frauen gleich links» nicht überall gleichermassen gilt. Gerade in den harten Kernthemen der SVP – wie der Migrationspolitik – sind die Unterschiede gering. Beim Asylgesetz-Referendum, der Masseneinwanderungs- und der Durchsetzungsiniziativa betrug der Geschlechtergraben nur je zwischen 0,97 und 2,81 Prozentpunkten. Diese (relative) Abweichung vom Grundverhalten lässt sich wohl damit erklären, dass den Frauen sehr wohl bewusst ist, dass sie besonders anfällig sind für die negativen Folgen einer unkontrollierten Zuwanderung.

Von Schweizern und «Schweizern»

Von Christoph Mörgeli

Der *Blick* titelte in fetten Lettern: «Schweizer schlitzt Kosovare auf». Dies als umgekehrte Referenz an ein SVP-Inserat von 2011 («Kosovaren schlitzten Schweizer auf»). Das Bundesgericht verurteilte deswegen zwei Mitarbeiter des SVP-Generalsekretariats wegen Rassendiskriminierung. Denn die «Kosovaren» seien eine Rasse, Pardon, eine «Ethnie». Was die Schweizer nicht sind. Weswegen unsere Bundesrichter gegen den *Blick* auch nichts unternehmen. Ist doch logisch.

Opfer der Messerattacke sei «ein junger Thurgauer mit kosovarischen Wurzeln». Die Schlagzeile müsste also heissen: «Schweizer schlitzt Schweizer auf». Das wäre strafrechtlich lupenrein. Möglicherweise hat aber der festgenommene «Schweizer» ebenfalls kosovarische Wurzeln. Dann hiesse die Überschrift: «Kosovare schlitzt Schweizer auf». Das allerdings hat das Bundesgericht verboten. Nahelegend wäre folgende Variante: «Kosovare schlitzt Kosovare auf». Diese wäre sogar rassendiskriminierungsfrei. Denn innerhalb von Rassen, Pardon, «Ethnien», darf man sich aufschlitzen, so viel man will.

Am Zürcher Utoquai wird ein junges Paar schwer verletzt. Der Messerstecherei verdächtig wird ein 16-jähriger Schweizer. Möglicherweise handelt es sich aber um einen «Schweizer». Im Kanton Bern wurde einem Siebzehnjährigen wegen seiner Homosexualität die Kehle aufgeschlitzt – durch den eigenen Vater. Dieser ist (noch) kein Schweizer, sondern Iraker. Amnesty International beruhigt: Es gebe auch Schweizer, «die Familienmitglieder wegen ihrer Homosexualität aus der Familie verstossen».

Zwei «Schweizer» in Winterthur gerieten nach Drogenkonsum in einen Streit, wobei der eine den andern mit einem Messer verletzte. In einer Basler Bar wurde ein 36-jähriger Türsteher niedergestochen. In Aarau wurde ein Schweizer durch ein Messer im Gesicht verletzt durch einen flüchtigen Täter, «welcher der deutschen Sprache nicht mächtig war». Psychologen lamentieren über den hierzulande immer lockereren Umgang mit Messern. Wie wenn Pfadi-Dolche oder Victorinox-Sackmesser von Schweizer Burschen das Problem wären. Von unseren Polizisten vernehmen wir, sie hätten seit Jahren keine Personalie mit aussprechbarem Namen mehr auf den Tisch bekommen. Dürften sie nicht hie und da einen Falschparkierer büssen, wüssten sie gar nicht, dass es in der Schweiz noch Schweizer gibt.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Mallorca ist der Hit

Von Peter Bodenmann — Wir sind kein Volk von Vielfliegern. Sondern mehrheitlich ein Volk von Nichtfliegerinnen und Nichtfliegern.



Eine erdrückende Mehrheit würde von einer Flugticketabgabe mit voller Rückerstattung profitieren.

Die Schweizerin und der Schweizer fliegen pro Jahr nur 0,7 Mal privat und 0,1 Mal geschäftlich. Pro Kopf 9000 Kilometer.

Der Ständerat will, dass Schweizer Fluggäste pro Jahr eine Milliarde Franken Flugticketabgaben bezahlen. Das wird keine grosse Lenkungswirkung haben. Aber es ist ein sinnvoller Einstieg in den Ausstieg aus dem fossilen Kerosin. Anstatt diese Milliarde voll zurückzuerstatten, will der Ständerat 49 Prozent der Einnahmen in einen Klimafonds stecken, aus dem sich vorab die deutsche Lufthansa bedienen würde.

Wenn man die Ständeratsmilliarde an alle Haushalte pro Nase zurückverteilt, gäbe dies pro Nase und Jahr einen Betrag von 125 Franken. Am besten in Form eines Simonetta-Sommaruga-Cheques kurz vor Weihnachten.

These 1: 55 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer fliegen 2021 absehbar nicht. Ein vierköpfiger Nichtfliegerhaushalt würde also 500 Franken erhalten.

These 2: Weitere 30 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer fliegen zwar, aber weniger als 9000 Kilometer pro Jahr. Auch sie würden einen Cheque erhalten.

These 3: Es verbleiben jene 15 von 100 Einwohner dieses Landes, die mehr als 9000 Kilometer pro Jahr fliegen und deshalb durchaus eine Flugticketabgabe von 1,5 Rappen pro Kilometer locker bezahlen können.

These 4: Die Basis der SVP fliegt viel weniger als die Basis der Grünen. Parteipolitisch wäre die SVP – kurz nach den verlorenen Wahlen – finanziell die grosse Siegerin einer Flugticketabgabe.

Albert Rösti und Roger Köppel erwecken in jeder Diskussionsrunde den Eindruck, der «Büezer» könne sich mit seiner Familie keinen Flug mehr nach «Malle» leisten. Wahr ist genau das Gegenteil: Der Flug nach Mallorca und zurück würde durch den Simonetta-Sommaruga-Cheque sogar verbilligt.

Frage 1: Woher stammen die Zahlen? Aus dem Hause Bodenmann. Sobald Simonetta Sommaruga ihren Datenberg ausgewertet, wird sich zeigen: Ich liege in etwa richtig.

Frage 2: Warum nicht einfach die Krankenkassenprämien verbilligen? Das Ziel der Lenkungsabgaben ist, dass sie sich so schnell wie möglich dank synthetischem Kerosin in Luft auflösen. Rückerstattung über Krankenkassenprämien vertuscht die Kostenexplosion im Gesundheitswesen.

Frage 3: Warum Auszahlung in Form eines Cheques? Der Mensch liebt das Haptische. Es gibt wenig Sinnlicheres, als am Abend an den noch wenigen funktionierenden Stammtischen nach dem Griff in den SVP-Hosensack allen den rosaroten Sommaruga-Cheque zu zeigen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Nahost ist überall

Von Kurt W. Zimmermann — Die Verwandlung von Journalisten in Aktivisten kommt immer schneller voran.

Letzte Woche war ich mit ein paar Journalistenkollegen in Israel und in den besetzten Gebieten. Es war sehr lehrreich.

Die israelischen Journalisten aus TV und Print, die wir trafen, hatten ein klassisches Berufsbild. Es sei selbstverständlich, sagten sie uns, dass bei ihnen oft auch Politiker zu Worte kämen, die den Standpunkt der Palästinenser vertreten.

Die palästinensischen Journalisten aus TV und Print, die wir trafen, hatten ein anderes Berufsbild. Es sei selbstverständlich, sagten sie uns, dass bei ihnen niemals Politiker zu Worte kämen, die den Standpunkt der Israelis vertreten.

Die Palästinenser, so müssen wir leider festhalten, sind die zeitgemässeren Journalisten als ihre Kollegen aus Israel.

Es geht um das Gegensatzpaar von Journalismus und Aktivismus. Es geht um das Gegensatzpaar von Analyse und Agitation.

Distanzierte Journalisten und emotionslose Analytiker sind in der publizistischen Branche weltweit auf dem Rückzug. Engagierte Aktivisten und empörte Agitatoren hingegen sind in der Branche schwer im Kommen.

Nahost ist überall. Führende US-Redaktionen von *New York Times*, CNN und *Washington Post* etwa haben sich auf ihrem erbitterten Kreuzzug gegen ihren Präsidenten längst vom früheren Berufsbild nüchterner Neutralität verabschiedet. Deutsche Leitmedien wie *Spiegel*, ARD und *Süddeutsche* hyperventilieren desgleichen im Kampfmodus, wann immer ein AfD-Politiker, also eine Wiedergeburt Hitlers, um die Ecke biegt.

Die Medientheorie beschreibt den Unterschied zwischen dem distanziert-objektiven Journalismus und dem fanatisch-subjektiven Journalismus sehr präzise. Es ist ein linguistischer Unterschied. Distanzierte Journalisten gebrauchen Verben, weil Verben beschreiben, was Akteure tun. Aktivistische Journalisten gebrauchen Adjektive, weil Adjektive beschreiben, wie Akteure sind. Verben eignen sich schlecht für Diskriminierungen, Adjektive sind dazu ideal.

Wir können den aktivistischen Journalismus darum gut überprüfen, indem wir Adjektive aus Artikeln herauspicken. Wladimir Putin zum Beispiel ist «paranoid» (*Guardian*). Boris Johnson ist «irre» (*Spiegel*). Recep Erdogan ist «paranoid» (*Welt*). Donald Trump ist «paranoid» (*Tages-Anzeiger*).

Es geht aber auch anders herum. Greta Thunberg ist eine «unbestrittene Ikone»



«Paranoid»: Präsident Trump.

(NZZ), sie ist die «Ikone unserer Zeit» (*Spiegel*), sie ist eine «umjubelte Ikone» (Schweizer Fernsehen) und eine «globale Ikone» (*Tages-Anzeiger*).

Rund um die Klima-Kinder setzte es den bisherigen Höhepunkt des Aktivismus-Journalismus. Selbst für angejahrte Journalisten – so wie ich – war es eine historisch unbekannte Erfahrung, wie schnell und wie radikal sich die ansonsten kritische Medienbranche in eine Gemeinschaft von entrückten Jüngern verwandeln konnte. Selbst die sonstige Tugend des milden Zynismus kam der Journaille auf einmal abhanden. Wer sich etwa über Gretas puppenhafte Zöpfe oder ihre Grabesstimme lustig machte, wurde vom Rest der Zunft scharf zurechtgewiesen. «Der Furor, mit dem meist ältere Herren die junge Aktivistin massregeln, ist nur mit einer narzisstischen Kränkung zu erklären», massregelte etwa die NZZ am Sonntag die abtrünnigen Berufskollegen.

Der Zeitgeist, kein Zweifel, geht in Richtung Aktivismus-Journalismus. Wenn das vermeintlich Böse wie das vermeintlich Gute nicht mehr aus kritischer Distanz betrachtet wird, dann wird aus der publizistischen Mission eine politische Mission.

Insofern liegen unsere Berufskollegen von der palästinensischen Westbank voll im weltweiten Trend.

In Gottes Hand

Von Henryk M. Broder —
Thüringen nach der Wahl.

Zur Einstimmung
Zwei paar Zahlen: Mit 2,1 Millionen Einwohnern ist Thüringen das drittkleinste «Flächenland» der Bundesrepublik Deutschland. Nur im Saarland und in Mecklenburg-Vorpommern leben noch weniger Menschen. Von diesen 2,1 Millionen waren 1,7 Millionen Thüringer und Thüringerinnen (so sagt man es heute) aufgerufen, am letzten Sonntag einen neuen Landtag zu wählen. Die Wahlbeteiligung lag mit fast 65 Prozent rund 12 Prozentpunkte über der von 2014, was als Beleg für eine «lebendige Demokratie» interpretiert wurde. Weniger erfreulich dagegen war, dass die beiden «Volksparteien», CDU und SPD, zusammen auf genau 30 Prozent der Stimmen kamen, ein Prozent weniger als die Linke allein eingesammelt hatte. Die «demokratische Mitte» stand plötzlich ohne eine Mehrheit da. So etwas hatte es noch bei keiner Landtagswahl seit der «Wiedervereinigung» gegeben, vorher natürlich auch nicht.

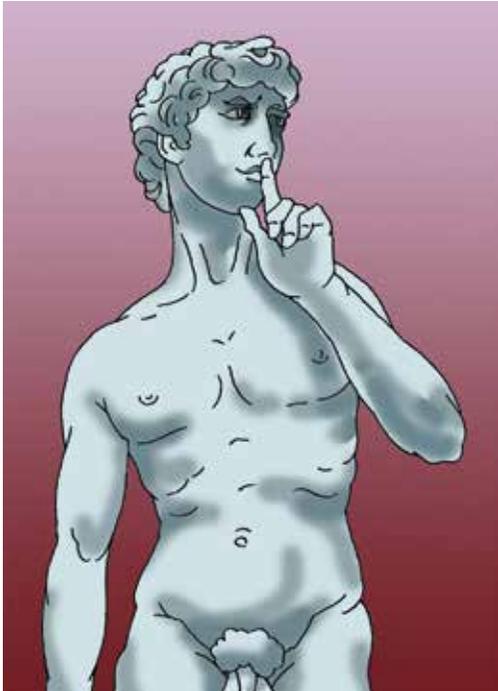


Addiert man die 31 Prozent für die Linke und die 23 Prozent für die AfD, kommt man dagegen auf eine satte Mehrheit von 54 Prozent. Die beiden «Radikalen» von rechts und links könnten also eine solide Koalition bilden, inhaltlich haben sie einiges gemeinsam, wenn sie sich nur trauen würden. In Griechenland und Italien hat es solche Allianzen bereits gegeben. Aber niemand wünscht sich griechische oder italienische Verhältnisse in Deutschland. Eher käme eine Regierung aus CDU und der Linken zustande, die 53 Prozent der Stimmen hinter sich hätte. Denn nun kommt es mehr denn je darauf an, «die Spaltung des Landes» zu beenden und «den Zusammenhalt» wiederherzustellen. Dabei wird gerne übersehen, was die «Spaltung» befördert und den «Zusammenhalt» erodiert hat: eine Politik, die das Klima retten und der ganzen Welt als Vorbild in Sachen Menschlichkeit dienen will, aber nicht in der Lage ist, marode Brücken und Schulen zu sanieren.

Im thüringischen Gotha wurde im Mai 1875 die Sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands gegründet, die sich 1890 in Sozialdemokratische Partei Deutschlands umbenannte. Vergangenen Sonntag landete die SPD Thüringen mit 8,2 Prozent auf dem vierten Platz. Es ist also noch Luft nach unten da. Wie es in einem Kirchenlied heisst: «Du kannst nicht tiefer fallen als nur in Gottes Hand, die er zum Heil uns allen barmherzig ausgespannt.»

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als 27-Jährige ältere Leute darum bitten, ihre Handytöne auszuschalten, damit man sich im Museum nicht gänzlich deplatziert fühlt, während man selber versucht, möglichst diskret aufzutreten? *Germaine Rusch, Boswil*

Das dürfen Sie, umso mehr, als die betagten Benutzer das Piepsen vielleicht überhören. Indessen müssen Sie darauf gefasst sein, dass die angestrebte Einstellung misslingt, so dass folgende Anrede zielführender wäre: «Würde es Ihnen etwas ausmachen, die Töne Ihres Natels [ältere Bezeichnung] auszuschalten, damit sich alle ungestört in die Ausstellung vertiefen können? Nötigenfalls bin ich Ihnen dabei gerne behilflich.» *Peter Ruch*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Und welche von den Medien vorangetriebene Welle wird uns in vier Jahren überrollen?» *Konrad Rüegg*

Die Politik nimmt sich zu wichtig

Nr. 43 – «Bedingt abwehrbereit»;
Berichterstattung zu den Parlamentswahlen

Vor vier Jahren war es noch die Flüchtlings-Welle, jetzt ist es die grüne Klima-Welle. Und welche von den Medien vorangetriebene Welle wird uns in vier Jahren überrollen? Die Rezessions-Welle? Aufgebauscht durch die Medien, wird jeweils ein Riesenhype veranstaltet. Dabei hat mehr als die Hälfte der Wahlberechtigten nicht abgestimmt. Die Wahlbeteiligung war sogar noch schlechter als vor vier Jahren. Die Politik nimmt sich selber viel zu wichtig. Wenigstens scheint das Zusammenspiel zwischen Medien und Politik immer noch besser zu funktionieren. Und dank einem Frauenanteil von neu fast der Hälfte im Parlament müssen wir uns in Zukunft auch die ständige Leier der Benachteiligung der Frauen nicht mehr anhören.

Konrad Rüegg, Ebnat-Kappel

Zu Fuss zur Urne

Nr. 43 – «Angst regiert»;
Editorial von Roger Köppel

Der Text spricht mir aus dem Herzen. Ja, mit Angst manipuliert man die Wähler. Das Waldsterben war das grosse Thema, als ich zum ersten Mal wählen durfte. Ich war überrascht, wie viele Leute mit dem Auto vorfuhr, um ihre Stimme den grün angehauchten Parteien (inkl. SVP) zu geben. Ich war zu Fuss unterwegs, um die Autopartei zu wählen. Die gleiche Verlogenheit erlebe ich heute. Viel ehrlicher wäre es, anstatt Kindergeld auszuzahlen eine CO₂-Steuer auf jedes Neugeborene zu erheben! *André Engel, Bellikon*

Haltlose Hetzkampagne

Nr. 42 – «Hexenjagd zu Basel»;
David Klein über Pfarrerin Christine Dietrich

Auch ich gehöre zu denjenigen, die sich über die primitive und haltlose Hetzkampagne gegen Pfarrerin Dietrich geärgert haben. Dem Autor gebührt Dank dafür, dass er – wie gewohnt – sehr gut recherchiert und die Wahrheit ans Licht gebracht hat.

Béatrice Bisang, Sigriswil

Warm anziehen

Nr. 43 – Dr. M. über die Wirtschaftswelt

Das Buch «Der Draghi-Crash» von Dr. Markus Krall beschreibt sehr ausführlich, was auf uns zukommt. Nachdem ich das Buch fertiggele-



Die nächste Welle kommt bestimmt.

sen habe, kann ich nur sagen: Wir müssen uns warm anziehen, um auf die globalen wirtschaftlichen Turbulenzen vorbereitet zu sein. Wir sollten mehr Politiker wählen, die sich in Wirtschaftsfragen auskennen.

Esther Moser, Basel

Das Verhalten ist inakzeptabel

Nr. 42 – «Hanebüchene Ungereimtheiten»;
Alex Baur über den Schüler Ali M.

Ich weiss nicht genau, was uns der Autor mit diesem Artikel vermitteln will. Es wäre viel hilfreicher, aufzuzeigen, was man in diesem Fall wirklich machen müsste. Das Verhalten dieser syrischen Familie ist inakzeptabel, man müsste sie so schnell wie möglich ausweisen.

Peter Reich, Uhwiesen

Blick nach Ungarn

Zur politischen Lage

In Zeiten, in denen Pfarrer Greta mit Christus vergleichen, in denen politische Präferenzen von der Kanzel zum Besten gegeben werden, in denen sich ausgerechnet linke Politiker auf sogenannten christliche Werte berufen, um damit eine verfehlte Asylpolitik, Kirchenbesetzungen et cetera zu legitimieren, lohnt sich ein Blick nach Ungarn, wo der vielgescholtene Viktor Orbán als Ministerpräsident amtiert. Im Unterschied zum Westen, der sich nicht schnell genug von allem Christlichen lossagen kann, versteht Orbán das Christentum nicht per se als Privatsache, sondern als «gesell-

schaftsgestaltend». Dies ist in der voranschreitenden Auflösung der christlich-abendländischen Kultur in westlichen Breitengraden ein bestechender Gedanke. Resultat dieser Politik sind unter anderem an die 3000 restaurierte Kirchen. Auch steht Orbán mit effektiver Hilfe den verfolgten Christen im Nahen Osten zur Seite. Für dieses Anliegen richtete er 2016 ein Staatssekretariat ein, und die Millionen Euro, die Ungarn bisher dafür ausgegeben hat, fliessen ohne Umwege über Hilfswerke direkt zur Zielgruppe. So konnten über 50 000 Christen in ihrer Heimat in Syrien und dem Irak bleiben, da mit ungarischer Hilfe ihre Häuser und Dörfer wiederaufgebaut wurden. Unsere Politiker und Kirchenvertreter sollten dies mit Lernbereitschaft und Anerkennung zur Kenntnis nehmen.

Deborah Ess, Zürich

Verbal unästhetisch

Nr. 42 – «Verschupft»; Sprach-Kolumne von Max Wey

Ihre Sprachkolumnen sind meistens erhellend und kurzweilig. Danke! Was die Bindestriche anbelangt, so müssen wir in Zeiten von verbalisierten URLs froh sein, dass nicht mehr Bindestriche im Einsatz sind. Denn die aus Deutschland herüberschwappende Unsitte, einen Bindestrich als Minus zu versprachlichen, ist schlicht falsch und verbal äusserst unästhetisch.

Christoph Stamm, Zürich

Freunde?

Nr. 42 – «Wir können nie Chinas Freunde werden»; Interview mit David P. Goldman

Chinas Freunde werden? Können Nationen denn Freunde sein? Generell pflegt man Freundschaften eher mit Menschen in kultureller und geografischer Nähe. Die Kategorien Friedfertigkeit und Verlässlichkeit wären passender. Bekanntlich sind die USA nicht besonders friedfertig, und Geschäfte werden durch Gepflogenheiten wie drakonische Strafen für Banken und extra territoriale Rechtsprechung und Sanktionen erschwert. Hier wird eine chinesische Gefahr an die Wand gemalt, um davon abzulenken.

Beat Morf, per E-Mail

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Mein Sohn Nicolas, vierzehnjährig, Gymi-Schüler, will keine Bücher lesen. Stattdessen klebt er am Computer oder Smartphone, schaut Filme, Videos oder spielt Games. Verbieten hat ja keinen Sinn, dann geht er zu Kollegen, um zu spielen. Wie kann man einen intelligenten Vierzehnjährigen dazu bringen, Bücher zu lesen? Was raten Sie? K. N., St. Gallen

Wenn Ihr Sohn unbedingt Bücher lesen muss, obwohl er das nicht will, gibt es wohl nichts anderes, als ihn zum Lesen zu zwingen. So wie man jemanden, der nicht gerne Rechenaufgaben macht, auch dazu zwingt, Rechenaufgaben zu lösen. Er müsste also

auch nach Hausaufgaben-Art Bücher lesen. Aber ist denn das widerwillige Bücherlesen so wichtig? Anscheinend geht Nicolas ins Gymnasium und kommt dort ohne Bücherlesen weiter. Heilsam wäre natürlich, wenn er deswegen nicht mehr reüssieren würde und die Schule verlassen müsste. Dann würde er es vielleicht tun, damit er nicht von der Schule fliegt. Aber der Mensch kommt auch weiter, wenn er keine Bücher liest. Natürlich nicht in jedem Beruf.

Eine andere Sache ist, ob nicht durch die Besessenheit von Computern, Smartphones, Filmen, Videos und Games ein Schaden entsteht. Diese kann ja auch zu einer Sucht führen. Und Süchte muss man bekämpfen, seien es Drogen, Alkohol, Nikotin et cetera. Und dort hilft ja nur der Entzug. Man führt diesen durch, weil die Sucht zu grossen Schäden führt – sei es gesundheitlich oder charakterlich. Das Gleiche dürfte auch für die Game-Sucht gelten. Doch man kann nicht jede Spielerei mit diesem Handgerät als Sucht bezeichnen. In vielen Fällen habe ich erlebt, dass sich die Sache von selbst zu Tode läuft. Ich würde anraten, in schwerwiegenden Fällen entschieden einzugreifen, gelegentliche Unarten aber eher laufen lassen. Sie werden sich meist von selbst legen.

Lernen durch Erleben
TCS Training & Events




Bereit für die Eiszeit

**CHF 100.–*
pro Person
sparen!**

Schneebedeckte Strassen und Glatteis gehören zum Winter dazu. Mit unseren Schnee- und Eisfahrtrainings sind Sie bestens darauf vorbereitet.

In einer Gruppe von Gleichgesinnten trainieren Sie unter professioneller Anleitung sicheres Fahren auf Schnee und Eis.

Mehr Informationen und Anmeldung:
training-events.ch
info.training-events@tcs.ch
Tel. 058 827 15 00

*Der Fonds für Verkehrssicherheit unterstützt diese Fahrtrainings mit einem Beitrag von CHF 100.– pro Person.

«Die grüne Farbe ist das Original»

Der ehemalige SP-Präsident Helmut Hubacher ist das Urgestein der Schweizer Politik. Im Gespräch äussert er sich über die neue Konkurrenz zwischen Rot und Grün, die historischen Verluste der Sozialdemokratie, die Schwäche der SVP – und sein bewegtes Leben. *Von Philipp Gut*

Seine Frau Gret öffnet die Tür. «Helmut», ruft sie, «hast du einen Termin?» Ihr Mann bestätigt dies aus dem Hintergrund. Nur habe er leider vergessen, es ihr mitzuteilen. Treffpunkt ist das einfache Haus der Hubachers im jurassischen Courtemaîche. Eine abgeschiedene, naturschöne und für schweizerische Verhältnisse arme Gegend. Das letzte Mal war ich, begleitet von Kollege Köppl, vor zwölf Jahren hier, anlässlich der Wahlen 2007. Es war buchstäblich eine Nacht-und-Nebel-Aktion: kurzfristig überfallmässig eingefädelt, draussen war es dunkel, neblig, und es regnete in Strömen. Diesmal schien sogar die Sonne hinter Pruntrut.

Egal, wie die äusseren Umstände sich darstellen: Die Begegnungen mit Helmut Hubacher, der als SP-Nationalrat und -Präsident fast ein halbes Jahrhundert lang die Schweizer Politik entscheidend mitprägte, sind immer ein Ereignis. Auch mit 93 analysiert er das Geschehen messerscharf und ohne falsche Rücksichten auf Freund und Feind. Zugleich strahlt er eine tiefe Menschlichkeit aus. Immer wieder lacht er herzlich auf. Das Interview spiegelt diese zwei Seiten des legendären Politikers: Wir reden zuerst über das aktuelle Geschehen, dann über sein bewegtes Leben – vom Scheidungskind bis zum Freund von Willy Brandt, einem anderen grossen Sozialdemokraten des letzten Jahrhunderts.

Herr Hubacher, die Schweiz hat gewählt. Wie ist Ihre Gefühlslage, zehn Tage nach dem grossen Sturm?

Gemischt! Der Erfolg der Grünen und Grünliberalen ist für schweizerische Verhältnisse sensationell. Der Verlust der SP kann mich nicht freuen. Sie hat sich unter Wert verkauft und wurde von der grünen Welle überschwemmt.

Vor den Wahlen haben Sie geschrieben: «Rot ist schon immer das schönste Grün gewesen.» Offenbar hat es die SP nicht geschafft, den Wählern diese Botschaft zu vermitteln.

Die grösste Umweltorganisation, die Pro Natura, hat die Parteien punkto Ökologie kürzlich bewertet. Da erhielt die SP zusammen mit den Grünen die Bestnote. Aber die grüne Farbe ist das Original. Es war sehr schwierig, dagegen anzukommen und unseren Standpunkt zu verkaufen.

Muss man die Zauberformel für die Zusammensetzung des Bundesrats jetzt neu definieren, oder ist es zu früh für einen Sitz der Grünen?

Sie müssen sicher noch eine Legislatur durchstehen. Dann muss man Bilanz ziehen und schauen, ob das Volk die Massnahmen schluckt, die die Grünen umsetzen wollen.

Die SP hat das schlechteste Resultat seit hundert Jahren eingefahren.

Für mich war immer die Zahl 41 wichtig – so viele Nationalräte hatten wir 1919 bei der ersten Proporzwahl. Diese Zahl dürfte nicht unterschritten werden. Jetzt sind wir bei 39. Damit habe ich Mühe.

Welche Verantwortung für das schlechte Abschneiden trägt Parteipräsident Christian Levrat?

Er hatte das Ziel, die Mehrheit von SVP und FDP zu brechen. Das ist gelungen. Aber mit einem grossen Opfer. Meine Erfahrung als Parteipräsident war, dass der Einfluss dieses Amtes begrenzt ist. Als ich 1975 anfang, waren nach einem halben Jahr schon die Wahlen. Ich war kaum vorbereitet – und wir erzielten das beste Ergebnis seit vierzig Jahren. Das war sicher nicht mein Verdienst. Du bist sehr stark auf die Kantonalparteien angewiesen und auf die allgemeine Wetterlage. Wenn sich in Zürich die SP-Stadträte Jürg Kaufmann und Emilie Lieberherr bekämpften, dann musste ich als Präsident ziemlich ohnmächtig zuschauen, wie Mandate verlo-

«Die Bürgerlichen lernten, rechtzeitig die Linkskurve zu kriegen.»

rengingen. Wenn ich schlichten wollte, sagte Emilie: «Das geht dich nichts an. Das ist unser Krach.» Heute ist das nicht viel anders. Hinzu kommt, dass die Situation der Sozialdemokratie in Europa nicht unbedingt günstig ist für die SP Schweiz.

Mit dem Aufstieg der SVP ist eine giftige Rivalität zwischen der Volkspartei und der FDP entstanden. Erwartet Sie so etwas jetzt auch im links-grünen Lager?

Die Grünen waren für die SP immer der kleinere Bruder. Das könnte sich jetzt ändern. Es würde mich nicht wundern, wenn ein Konkurrenzkampf entstünde. Denn die SP kann ja nicht zuschauen, wie sie von den Grünen ausgebeutet wird.

Im heutigen Parteiprogramm steht immer noch, der Kapitalismus und die Armee müssten abgeschafft werden. Ist das wirklich der richtige Weg für die Zukunft der Schweizer Sozialdemokratie?

Das Parteiprogramm war zu meiner Zeit nicht viel anders. 1982 reformierten wir das Programm von 1956. Schon dort war die Abschaffung des Kapitalismus drin. Arnold Künzli, der grosse Professor und Politologe aus Basel, war der Chef der Programmkommission. Er machte uns ein jugoslawisches Programm mit Selbstverwaltung der Wirtschaft. Ich war völlig überrumpelt und sagte: «Arnold, wie willst du die Swissair, Ciba-Geigy, La Roche selbstverwalten?» Wir bastelten dann weiter, mit einer anderen Kommission. Aber das Programm blieb genauso links. Ich habe aber nur einmal erlebt, dass das Parteiprogramm eine Rolle spielte, nämlich bei Heiri Buchbinder. Das war ein Aussenseiter, dem man vorwarf, er sei kein richtiger Sozi, weil er immer in die besten Beizen essen gehe. Darauf sagte er: «Ich habe im Parteiprogramm nirgends einen Passus gefunden, in dem steht, man dürfe als Sozialdemokrat nicht gut essen.» Das Parteiprogramm ist als Utopie die Realität von morgen.

Auch der EU-Beitritt steht immer noch im SP-Programm.

Das ist ein Langfristziel. Ich habe immer gesagt, das wäre nur dann aktuell, wenn der Alleingang im Portemonnaie so weh tut, dass es einfach nicht mehr geht.

Geht es ums Klima, werden radikale Töne wieder salonfähig. Teilen Sie den Alarmissus?

Jeremy Rifkin schreibt, es handle sich um die zentrale Frage zum Überleben der Menschheit. Was nützt der beste Wohlstand, wenn wir krepieren? Das ist eine völlig neue Ausgangslage. Ein neues Parteiprogramm würde das sicher widerspiegeln. Hier sind wir gefordert.

Sie haben es angetönt: In einigen europäischen Nachbarländern sind die einst stolzen sozialdemokratischen Parteien praktisch von der Bildfläche verschwunden. Wie konnte es so weit kommen?

Für uns war immer die SPD ein Vorbild. Vor allem zu den Zeiten von Willy Brandt hatten wir ganz enge Beziehungen. Die SPD ist in einigen Bundesländern sehr schlecht aufgestellt. Ihre Politik war nicht mehr konkurrenzfähig. Die Agenda 2010 von Gerhard Schröder war wirtschaftspolitisch erfolg-



«Bei der SVP hört die Sozialpolitik bei der Stalltüre des Bauernhofes auf»: Politiker Hubacher.

reich. Frau Merkel profitierte von diesen Reformen. Aber für die SPD waren sie verheerend. Von einer Million Mitgliedern verlor sie die Hälfte. Sie wird nicht mehr als Fürsprecherin des kleinen Mannes wahrgenommen. Mit der Hartz-IV-Rente kannst du nicht gross Politik machen wollen. Diesen schmerzlichen Eingriff hätte eigentlich die CDU machen müssen – für die SPD war es ein Himmelfahrtskommando.

Wie beurteilen Sie die Lage in Frankreich?

François Hollande war halt eine jämmerliche Figur. Schon seine Frauengeschichten waren so glanzlos. Er war kein Mitterrand.

Dieser gestand einmal grossartig, er habe eine Freundin, die ein Kind von ihm habe. Hollande fuhr verkleidet nachts mit der Vespa zu seiner Geliebten, wie der schäbigste kleine Ganove. Nicht einmal das ist ihm gelungen. Er hinterliess einen Trümmerhaufen für die Partei.

Lässt sich das verlorene Terrain überhaupt zurückgewinnen? Es könnte ja sein, dass sich die SP im reichen Westen mit seinen üppig ausgestatteten sozialen Wohlfahrtsstaaten selbst überflüssig gemacht hat.

Aus meiner Sicht ist es eben nicht so! Wir haben diesen Wohlfahrtsstaat, aber das heisst nicht, dass es allen Menschen in der Schweiz

gutgeht. Nehmen Sie die Krankenkassenprämien. Viele Bürger können sie nicht mehr bezahlen und sind auf Sozialbeiträge angewiesen. Immer mehr Familien sind relativ knapp dran in diesem teuren Land. Rund 600 000 Menschen leben sogar an der Armutsgrenze. So grossartig, wie wir immer meinen, ist es nicht.

Was wäre denn heute der Kern einer vernünftigen sozialdemokratischen Politik?

Schauen Sie: Wir haben 171 Jahre Bundesstaat. Und immer die gleiche bürgerliche Mehrheit. Ich weiss kein anderes Land auf der Welt, wo das so ist. So lange Zeit als linke Minderheit Politik zu machen, das ist nicht ganz so einfach. Wir konnten Druck ausüben, wie beim Generalstreik 1918. Den Bürgerlichen fuhr das in die Knochen. Sie führten die Proporzwahl ein, den Achtstundentag, die AHV. Ich sagte meinen Genossen immer: «Freunde, unterschätzt diesen bürgerlichen Gegner nicht. Er ist clever.» Die Bürgerlichen lernten, rechtzeitig die Linkskurve zu kriegen, damit die SP nicht mehrheitsfähig wurde. Wir Sozialdemokraten fliegen immer mit gestutzten Flügeln.

Sie sind als Parteipräsident angerannt gegen eine bürgerliche Wand. Wie geht man da am besten vor?

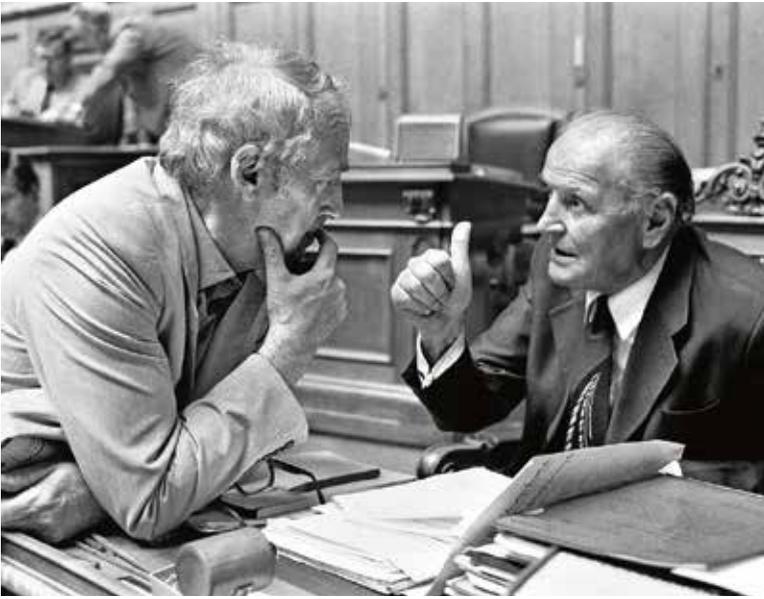
Typisch schweizerisch: eben mit Kompromissen. Um an der Macht bleiben zu können, machten die Bürgerlichen Zugeständnisse. Das Dossier für die AHV etwa, über die wir 1947 abstimmten, war beim freisinnigen Bundesrat Walther Stampfli. Er schlug ein Finanzierungssystem vor, das sozialistischer nicht sein könnte – mit einer unbegrenzten Beitragspflicht. Bei uns zahlen Manager, die Millionen verdienen, Hunderttausende Franken in die AHV ein. Als ich das einmal SPD-Chef Jochen Vogel erklärte, kam er aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Sie rechnen dem Freisinn diese Kompromissfähigkeit hoch an.

Ja, dadurch hielt er die Schweiz zusammen. Mit der SVP wäre so etwas nicht möglich gewesen. Es ist die Schwäche der Volkspartei, dass sie unfähig ist, Kompromisse zu schliessen. Bei der SVP hört die Sozialpolitik bei der Stalltüre des Bauernhofes auf.

Sie haben das Apfelplakat der SVP als «Rufmord» bezeichnet und die Volkspartei als «Abbruch-GmbH» verspottet. Da kommt mir der letzte Besuch bei Ihnen vor den eidgenössischen Wahlen 2007 in den Sinn. Damals sprachen wir über ein anderes umstrittenes SVP-Plakat: die weissen und schwarzen Schäfchen. Sie reagierten entspannt: «Die Schäfchen rauben mir nicht den Schlaf.» Sind Sie sensibler geworden?

Der wurmstichige Apfel war zwar kein Bumerang, aber auch kein Hit. Er ging unter in



«War ich gut?»: mit SP-Bundesrat Ritschard (r.), 1983.



«Unfähig, Kompromisse zu schliessen»: mit SVP-Politiker Blocher (l.), 1987.

der grünen Welle. Die SVP muss sich überlegen, ob sie mit dieser Masche weitermachen will. Von der politischen Kultur her ist das nicht gut. Es ist niveaulos und degoutant.

In Ihren Memoiren schreiben Sie vom Privileg, Tausenden von interessanten Menschen begegnet zu sein. Welche Figuren haben Sie am stärksten beeindruckt? Walther Bringolf? Willi Ritschard? Oder doch vielleicht Ihr ewiger Gegenspieler Christoph Blocher?

Zuerst ein Wort zu Blocher: Eine Figur wie ihn kann man einfach nicht ersetzen. Das war bei uns mit Ritschard genauso. Das wird die SVP zu spüren bekommen. Sie könnte wieder eine Achtzehn-Prozent-Partei werden.

Immerhin hat Magdalena Martullo-Blocher in Graubünden einen überraschenden Triumph eingefahren. Könnte sie nicht eine mögliche Nachfolgerin ihres Vaters sein?

Die Ems-Chemie ist der grösste Arbeitgeber in Graubünden. Die Leute wählen ihre Brotherrin nicht ab. Ich glaube aber nicht, dass Sie die Nachfolgerin ihres Vaters ist. Sie ist mehr Unternehmerin als Politikerin. Christoph Blocher versprüht irgendwie Charme. Sie ist eine andere Erscheinung.

Und die grossen Figuren in Ihrer eigenen Partei?

Als ich in die SP-Fraktion kam, war ich mit 37 der Jüngste im ganzen Rat. Walther Bringolf war die grosse Nummer damals, bekannt in ganz Europa. Er nahm sich meiner an. Als er mich begrüßte, sagte er von sich selbst: «Der Bringolf wollte Schauspieler werden, jetzt ist er Politiker. Das ist kein grosser Unterschied. Merk dir eines, junger Mann: Der Bringolf spielt nur Hauptrollen.» Hinterbänkler, die

keine Leistung brachten, grüsste er nicht einmal.

Sie standen auch Willy Brandt sehr nahe.

Brandt lud uns jedes Jahr zu einer Klausur drei Tage nach Bonn ein. Er liebte die Schweiz! «Streitet nur über eure Flüchtlingspolitik», sagte er, «aber ich weiss, wie viele Freunde und Bekannte dank der Schweiz den Zweiten Weltkrieg überlebt haben.» Dafür war er sehr dankbar. Auch Bruno Kreisky in Österreich war eine Figur.

Mit Willi Ritschard waren Sie auch persönlich befreundet.

Als ich einmal nach einem öffentlichen Auftritt zu Hause bei ihm zum Mittagessen war, fragte er seine Familie: «Habt ihr mich im Radio gehört? War ich gut? Sagt es doch.» Er brauchte Streicheleinheiten. Aber er war auch mutig und schlau. Kaum war ich 1975

«Ich hatte nie den Eindruck, als Scheidungskind Nachteile zu haben.»

Parteipräsident, erlebte ich meine Feuer- taufe bei den Protesten gegen das Atomkraftwerk Kaiseraugst. Die marxistischen Demonstranten verspotteten uns als Sirup-Indianer. Von Verhandlungen hielten sie nichts. Doch ich ging zu Ritschard und sagte ihm, er müsse das Gespräch suchen. Dabei verriet er mir, dass Gnägi und Furgler die Armee einsetzen wollten. Kurz darauf sagte Ritschard öffentlich, bei einem Armeeeinsatz würde er zurücktreten. Die Öffentlichkeit staunte nicht schlecht, denn dieser Plan war gar nicht bekannt.

Erzählen Sie von Ihrer Kindheit. Sie sind bei Ihren Grosseltern im Bernischen aufgewachsen. Wie kam es dazu?

Meine Eltern liessen sich scheiden, als ich drei war. Die Schwester kam zur Mutter, ich

zum Vater. Was sollte 1929 ein berufstätiger Mann mit einem dreijährigen Knirps anfangen? So kam ich zu den Grosseltern. Der Grossvater war Fabrikarbeiter. In der Schule war ich Minimalist. Als ich sagte, ich wolle die Verkehrsschule in Biel absolvieren, sagte der Lehrer: «Du fällst sowieso durch.» Später erklärte er, er habe das bewusst gemacht – und ich habe auch so reagiert: «Diesem Sauhund zeige ich's.»

Wie hat Sie die Zeit bei den Grosseltern geprägt?

Der Grossvater gab mir einen Ratschlag: «Du musst vor den Hohen Respekt haben, aber keine Angst. Stell dir Direktor Sowieso in der Badehose vor. Der sieht nicht besser aus als wir.» Das ist mir geblieben. Grossvater war in keiner Partei, aber in der Gewerkschaft. Im Allgemeinen dozierte er nicht, er war mein Vorbild. Er liess keine Wahl oder Abstimmung aus.

Können Ersatzeltern jene Liebe vermitteln, die ein Kind braucht? Was ist da Ihre Erfahrung?

Meine Mutter hatte viele Jahre lang keinen Kontakt mehr mit mir. Sie war eine Deutsche, und mein Grossvater hasste die Deutschen, schon vom Ersten Weltkrieg her und dann wegen Hitler. Mein Vater besuchte mich pflichtschuldig jeden Samstag. Vierzehn Jahre lang brachte er mir jede Woche ein Päckchen mit Weinbeeren mit. Die Grosseltern waren wie eine normale Familie für mich. Ich hatte nie den Eindruck, als Scheidungskind Nachteile zu haben.

Irgendwo habe ich gelesen, dass Ihr Grossvater als Arbeiter ein Mehrfamilienhaus bauen konnte. Wie war das möglich?

Seine Philosophie war, dass er als lohnabhängiger Arbeiter nicht auch noch von einem Hausmeister abhängig sein wollte. 1914 baute er ein Dreifamilienhäuschen für 20 000 Franken. Sein ganzes Leben bestand

dann darin, die Hypothek abzubezahlen. Ferien gab es in den fünfzehn Jahren, in denen ich bei ihnen verbrachte, nur einmal. Die grösste Reise meiner Grosse Eltern war 1939 von Bern an die Landi nach Zürich.

Sie wurden dann Stationsbeamter bei den SBB.

Nach neun Jahren wollte ich weg von den SBB und wurde Gewerkschaftssekretär beim VPOD in Basel. Dort fing meine politische Arbeit an. Alle meine Vorgänger sassen im Grossen Rat, denn dort wurden die Arbeitsbedingungen ausgehandelt. Wenn du kein Vollidiot warst, wurdest du auch gewählt. Man konnte dreimal kumulieren, und wenn das Depot Dreispitz mit 900 Trämlern dich dreimal auf die Liste setzte, war die Wahl schon gewonnen.

1963 rückten Sie in den Nationalrat nach.

Eine politische Karriere kann man nicht planen, da war viel Zufall und Glück dabei. Am 1. Juli starb mein Vorgänger, und so kam ich – 1963 war ein Wahljahr – mit einer Session als Bisheriger auf die Liste. 1971 sah es danach aus, dass wir in Basel-Stadt ein Mandat verlieren würden. Der baselstädtische Regierungsrat und SP-Fraktionschef Edmund Wyss verabschiedete mich nach der letzten Session vor den Wahlen mit den Worten: «Schade, dass du nicht mehr dabei sein wirst.» Auch ich ging davon aus und sagte mir: «Wenn schon untergehen, dann nobel.» Ich übernachtete nach dem Sonntagsdienst im Hotel «Gotthard» in Zürich. Am nächsten Morgen um elf Uhr klopfte der Concierge an die Türe. Das Wahlbüro habe schon zweimal angerufen. «Sie sind gewählt!» Es war «Mundi» Wyss, der nicht wiedergewählt wurde.

Praktisch zeitgleich mit Ihrem Eintritt in den Nationalrat wurden Sie 1963 Chefredaktor der «Basler AZ». Das war ein Parteiblatt, oder?

Wir machten alle Kniffe, um den Namen zu ändern. «Arbeiter-Zeitung» war antiquiert, da nannten wir sie «Abend-Zeitung». Aber das half auch nichts. Wir waren nur vier Redaktoren und krampften wie die Wilden. Die Sessionen in Bern waren für mich die reinste Erholung.

Sie haben sich stark in der Sicherheitspolitik engagiert und hautnah die Skandale um die Mirage und den Panzer 68 miterlebt.

Das Militärdepartement war schon immer miserabel geführt. Beim Panzer 68 wusste man, dass er kriegsuntauglich war. Wer jedoch darauf hinwies, dem warf man vor,

ein Landesverräter zu sein. Als ich Rüstungsproduzent Bührlle einmal fragte, warum sie nicht einen kriegstauglichen Panzer herstellen könnten, antwortete er: «Das können wir schon. Aber wir haben ein Pflichtenheft, dem gemäss der Panzer eisenbahntransporttauglich sein muss.» Zwei Züge mit dem Panzer 68 sollten sich kreuzen können. Deshalb musste er schmaler sein. Aber das war doch nur ein Szenario für das Manöver, nicht für den Ernstfall! Bührlle pflichtete mir bei. Dennoch wurde der Panzer 68 bestellt.

1970 bekämpften Sie die Überfremdungsinitiative von James Schwarzenbach. Trotzdem kritisieren Sie, dass die Linke das Migrationsthema nicht ernst nimmt. Wie müsste sie denn auf diese Herausforderung reagieren?

Die Initiative war so etwas wie ein Testfall für uns. Der abgetakelte Aristokrat Schwar-



«Enge Beziehungen»: mit Willy Brandt, 1987 in Bern.

zenbach kämpfte ganz allein. Gleichwohl machte er an der Urne 46 Prozent Ja-Stimmen. Ich ging dann einmal mit ihm essen. «Falls Sie meinen, ich hätte viel Geld von der Wirtschaft bekommen, täuschen Sie sich», sagte er. «Das Geld kam von den kleinen Leuten.» Ein SP-Grossrat und Lokführer aus St. Gallen etwa spendete allerdings 30 000 Franken. Von da an haben wir in der SP in Migrationsfragen den Tritt verloren. Wir haben nie eine Lösung gefunden, wie man anständig mit den Ausländern umgehen und trotzdem kritisch sein konnte. Für viele Sozialdemokraten war jeder Ausländer ein armer Siech, den man wie einen Kranken hegen und pflegen musste. Dass auch Ausländer kriminell sein und nicht anständig arbeiten können, wurde ausgeblendet. Bilanz heute: Integration ist eine grosse Leistung.

Politik sei Ihr Leben, haben Sie einmal gesagt. Was motiviert Sie im Innersten dazu,

sich derart für das Gemeinwesen ins Zeug zu legen?

Es ist mein Traumjob. Kurz bevor ich 1997 aus dem Nationalrat zurücktrat, war ich das erste Mal im Spital. Der behandelnde Arzt sagte: «Wenn Sie schon da sind, dann machen wir den 70 000 Kilometer-Check.» Ich sei gut beieinander für den Stress, den ich hätte, befand er dann. Ich antwortete: «Ich habe nie Stress gehabt, nur viel Arbeit, die ich gerne habe!» Es gibt nämlich zwei Arten von Politikern: Die einen bringen Leistung, die andern politisieren auf dem Arsch. Sie sitzen nur da und tun zu wenig.

Sie haben in Ihrer aktiven Zeit als Politiker jede Woche eine «Sprechstunde» abgehalten. Erzählen Sie!

Das war das Beste, was mir je eingefallen ist. Die Sprechstunden fanden in meinem Gewerkschaftsbüro statt. Ich stellte fest, dass viele gewöhnliche Leute Mühe haben, sich durchzusetzen. Einmal kam ein pensionierter Bauarbeiter zu mir. Er hatte eine AHV von 800 Franken. Da flog einmal ein Blumentopf auf das Glasdach. Die Immobilienfirma erklärte ihm, nein, sie habe keine Haftpflichtversicherung, er müsse den Schaden bezahlen. Der war fast so hoch wie seine AHV-Rente. Ich telefonierte dem Direktor: «Natürlich haben wir eine Haftpflichtversicherung, Herr Nationalrat. Da hat meine Sekretärin wieder mal einen Fehler gemacht», beeilte er sich zu sagen. Das habe ich immer wieder erlebt: Wenn der Herr Nationalrat anruft, ist die Rechtslage völlig anders als bei Bürger Huber.

Sie waren auch eine Art Seelsorger?

Es hatte diese menschliche Dimension einer Lebenshilfe. Der Sägesser war Schienenputzer bei den Verkehrsbetrieben. Ein kleines Männchen, nur 1,50 Meter hoch. Er klagte mir, er werde jedes Mal zu Hause von seiner Frau verprügelt, wenn er nach der Lohnzahlung mit seinen Kollegen ein Bier trinken gegangen sei. Zuerst musste ich lachen. Dann stellte sich heraus, dass seine Frau ein Riesenweib war. «Du siehst ja, ich bin kein Kranzschwinger. Ich fliege jedes Mal wie ein *Hurlibus* unter den Schüttstein.» Zudem wohne die Schwiegermutter mit ihnen zusammen. Ich vermutete, dass dies die Ursache des Problems sein könnte, und suchte ihnen eine Wohnung in Kleinbasel, weit weg von der Schwiegermutter. Ein halbes Jahr später traf ich Sägesser wieder. Er strahlte. Er bekomme nicht mehr auf den Ranzen, und seine Hulda gehe jetzt arbeiten. Solche Erfahrungen waren der schönste Teil meiner Arbeit als Politiker.



Schalmeienklänge: SRF-Elefantenrunde nach den Wahlen, 20. Oktober.

Verfängliche Avancen

Drei Viertel der Wähler sehen im Klima nicht die wichtigste politische Herausforderung. Die Bürgerlichen sollten den Annäherungsversuchen widerstehen und nun nicht auch noch auf grün machen. *Von Katharina Fontana*

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte. Am Wahlabend blickte das Schweizer Fernsehen in ein Berner Lokal, in dem sich SVP-Anhänger versammelt hatten und daran waren, das schlechte Abschneiden ihrer Partei zu verdauen. Hinter dem Journalisten war eine Handvoll älterer Parteigänger zu sehen, die mit langen Gesichtern herumsassen und deren äusseres Erscheinungsbild man, vorsichtig ausgedrückt, als verbesserungswürdig bezeichnen kann. Welch ein Gegensatz zu den Grünliberalen, die ihren Wahlerfolg in einem trendigen Zürcher Klub feierten. Man sah attraktive junge, ausgelassen tanzende Menschen, die einer Werbung für das neuste Smartphone hätten entsprungen sein können. Auch bei den Grünen, die mit dem Zählen ihrer zusätzlichen Parlamentssitze fast nicht mehr nachkamen, prägten am Wahlabend fröhliche Klimajugendliche das Bild. Wem wohl die Zukunft gehört, dem traurigen Rentnerklub oder den frischen Jungpolitikern,

musste man sich als Zuschauer da nicht lange fragen.

Traditionsparteien bängen

Hiesige Kommentatoren sprachen von einem Epochenwechsel, der stattgefunden habe. Die beiden Öko-Parteien seien kein Nischenprodukt mehr, sondern die neue politische Kraft. Von einer Generationenwahl, bei der die junge gegen die alte Schweiz gewonnen habe, war die Rede. Auch in den ausländischen Medien – von Deutschland über Frankreich bis zu den USA – wurde über den Schweizer «Greta-Effekt» berichtet. Bei den Traditionsparteien CVP, FDP, SP und SVP, die sich knapp halten konnten beziehungsweise mehr oder weniger kräftig Federn lassen mussten, dürfte sich der eine oder andere nun bange fragen, was es für die Zukunft der Partei bedeutet, wenn in den nächsten Jahren die Klimastreik-Generation das Stimmrechtsalter erreicht und die eigene, reifere

Stammwählerschaft sukzessive wegstirbt. Haben nur noch Parteien mit Öko-Label, die in ihren Programmen auf Wandel und Veränderung setzen, eine hoffnungsvolle Zukunft? Oder darf man davon ausgehen, dass die Schweizer Jugend, die heute zum Gutteil Parteien mit «grün» im Namen wählt, mit fortschreitendem Alter auf eine andere Farbe setzen wird, wie dies frühere umweltbewegte Generationen vor ihr ebenfalls getan haben?

Das sind Fragen, auf die es so schnell keine Antwort geben wird. Klar ist aber, dass die neuen Kräfte nichts anbrennen lassen wollen. Während sich die Grünen an einen Sitz im Bundesrat heranargumentieren und den Freisinn, auf den sie es abgesehen haben, zunehmend in Aufregung versetzen, hat die mit den Grünliberalen verbandelte Operation Libero bereits am Tag nach den Wahlen mit einem Forderungskatalog gezeigt, wohin die Reise ihrer Ansicht nach gehen soll. Nebst Klima-

abgaben fordert die urbane Akademikerpartei mehr Europa, eine bezahlte Elternzeit, erleichterte Einbürgerungen oder die Schaffung legaler Fluchtwege. All das soll das neue Parlament umsetzen, denn jetzt müsse es vorwärtsgehen, heisst es selbstbewusst. Muss es das?

Am Wahlerfolg der Öko-Parteien – der sozialistischen Grünen und der globalisierten Grünliberalen – gibt es nichts herumzudeuteln. Die Grünen konnten über 6 Prozent zulegen und kommen im Nationalrat auf einen Wähleranteil von 13,2 Prozent, die Grünliberalen steigerten sich um gut 3 Prozent und

Klar ist aber, dass die neuen Kräfte nichts anbrennen lassen wollen.

liegen jetzt bei 7,8 Prozent Wähleranteil. Dennoch sollten sich die Bürgerlichen von den Sitzgewinnen der Newcomer nicht ins Bockshorn jagen und sich von ihnen die Agenda diktieren lassen. Denn auch wenn das grüne Lager im Moment viel Dynamik beweist, ist es noch lange nicht beherrschend, wie die von der Forschungsstelle Sotomo durchgeführte SRG-Nachwahlbefragung zeigt. So steht das Klimathema lediglich für 27 Prozent der Befragten auf Platz eins. «Der massive Gewinn der ökologischen Parteien überdeckt, dass von drei Viertel der Wählenden der Umweltbereich nicht als die grösste politische Herausforderung für die Schweiz genannt wird», heisst es dort. Anders gesagt: Für 73 Prozent der Wählerinnen und Wähler gibt es Wichtigeres als die Klimafrage – und dies, obschon seit Monaten tagtäglich im Alarmmodus über Erderwärmung, schmelzende Gletscher und drohende Apokalypse berichtet wird.

«Auch wenn das Klimathema die eidgenössischen Wahlen dominierte, es dominiert dennoch nicht alles. Geht es um die Prioritäten, welche das neu gewählte Parlament aus Sicht der Wählenden zu setzen hat, dann steht eine erfolgreiche Reform der Altersvorsorge an erster Stelle», schreiben die Sotomo-Autoren weiter. An zweiter Stelle kommen Massnahmen zur Entlastung bei den Krankenkassenprämien, und erst an dritter Stelle steht ein griffiges CO₂-Gesetz. «Diese relativ tiefe Zahl mag erstaunen, sie zeigt jedoch, dass das Klimathema längst nicht bei der gesamten Wählerschaft dieselbe Bedeutung geniesst, wie es der aktuelle Fokus erscheinen lässt», heisst es in der Nachwahlbefragung.

Begeisterung sinkt

Interessant ist vor allem auch ein anderer Punkt. Es zeigt sich, dass die Begeisterung für strenge Klimaschutzmassnahmen seit ein paar Monaten abnimmt. «Seit der ersten entsprechenden Abfrage im Juni 2019 nimmt der Widerstand gegen Klimamassnahmen, die im

Alltag deutlich spürbare Kostenfolgen nach sich ziehen, tendenziell zu», steht im Sotomobericht. Mit dem CO₂-Gesetz, das der Ständerat im Herbst beraten und spürbar verschärft hat, sei die Klimapolitik auf einmal konkret geworden, und neben der Sorge um den Klimawandel seien erstmals auch die Kosten von Klimaabgaben in den Vordergrund gerückt. Im Juni seien es 59 Prozent gewesen, die sich ganz oder eher für Klimamassnahmen ausgesprochen hätten. Am Wahltag hätten noch 54 Prozent ihre Unterstützung bekundet.

Es wäre erstaunlich, wenn dieser Wert nicht noch weiter sinken würde. Wenn die Hausbesitzer erst realisieren, dass sie der Einbau einer Wärmepumpenheizung doppelt bis dreimal so viel kostet wie der Ersatz ihrer Ölheizung, wenn die ländliche Bevölkerung erst sieht, wie viel mehr sie für den täglichen Arbeitsweg bezahlen muss, dürften sich so einige die Frage stellen, ob die von ihnen geforderten Opfer wirklich verhältnismässig seien. Zumal es für das globale Klima faktisch keinen Unterschied macht, ob man hierzulande weiterhin mit Öl heizt oder mit dem Auto zur Arbeit fährt. Die Berner Stimmbevölkerung beispielsweise hat im vergangenen Februar ein neues Energiegesetz verworfen, das deutlich zurückhaltender gewesen wäre als das nun aufgegleiste CO₂-Gesetz des Bundes – und dies, obschon Klimabewegung und Schülerstreiks schon damals im Hoch waren. Es ist eben etwas anderes, auf dem Wahlzettel den Klimaschützer zu geben oder im Alltag Tausende von Franken zusätzlich hinzublättern.

Auch ein anderer Punkt trägt dazu bei, dass man den grünen Erfolg nicht überhöhen sollte: die Wahlbeteiligung. Im Vorfeld des 20. Oktober war darüber spekuliert worden, dass man einen Rekordwert erreichen werde – und nun das: Bloss gut 45 Prozent der Wahlberechtigten haben teilgenommen, was weniger ist als 2015, 2011 und 2007. Es ist sogar die drittiefste Beteiligung seit 1971. Vor dem Hintergrund, dass den Leuten seit Monaten eingetrichtert wurde, es gehe bei den Wahlen um eine absolut existenzielle Weichenstellung, ist das verhaltene Interesse doch eher überraschend. Möglicherweise hat die Mehrheit der Bürger langsam genug von der Dramatisierung der Klimafrage.

Wenn die Wahlen 2019 etwas gezeigt haben, dann das: Die Wähler agieren sprunghaft. Je nach Grundstimmung und Weltlage lassen sie sich mobilisieren oder nicht. Es wäre deshalb, erstens, ein Fehler der bürgerlichen Parteien, jetzt nach links zu schieben, sich bei den Öko-Parteien anzubiedern und insgesamt zu «ergrünen»; in zwei, drei Jahren können sich die Wähler wieder für andere Dinge interessieren. Zweitens sollte man die Klimapolitik nicht den grünen Parteien überlassen, sondern so gut als möglich auf vernünftige Lösungen hinwirken, welche die Kosten im Blick haben – dass der Ständerat beispielsweise im CO₂-

Gesetz einen neuen milliardenschweren Subventionstopf öffnen will, der allein im Umweltdepartement von Bundesrätin Simonetta Sommaruga verwaltet werden soll, überzeugt in keiner Weise. Und drittens sollte man nebst dem Klima die übrigen Politikfelder nicht vergessen. Gerade die Reform der Altersvorsorge und die Gesundheitspolitik sind Geschäfte, für die es die bürgerlichen Kräfte braucht.

Ausserparlamentarischer Klimagipfel

Wie standhaft CVP, FDP und SVP gegenüber grünen Avancen sein werden, muss sich noch zeigen. So hat es die so charmant wie geschickt auftretende Grünen-Präsidentin Regula Rytz bereits geschafft, FDP-Chefin Petra Gössi, CVP-Präsident Gerhard Pfister und SVP-Chef Albert Rösti mit der Einladung zu einem ausserparlamentarischen parteiübergreifenden «Klimagipfel», einem «Zukunftspakt», unter Druck zu setzen. Der grüne Gipfel, an dem Politiker mit der Klimaforscher-Lobby zusammengebracht und von dieser bearbeitet werden sollen, soll noch dieses Jahr stattfinden. Gössi und Pfister scheinen von der grünen Vereinnahmung durch einen «Klimagipfel» bisher nichts wissen zu wollen, was sich freilich noch ändern kann. Rösti hingegen ist zur allgemeinen Überraschung den grünen Schalmeienklängen erlegen und hat seine Teilnahme zugesagt. ○

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
vzch.com/merkblatt-pensionierung

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.



www.vermoegenszentrum.ch

Sie will alles verändern

Die Nationalrätin Lisa Mazzone ist der neue Star der Grünen.
Was sucht eine linke Aktivistin im Ständerat?

Von Hubert Mooser



Tritt bisweilen als radikale Populistin auf: Kommissions-Schreck Mazzone im Nationalratssaal.

Am letzten Samstag im Oktober verteilt eine zierliche junge Frau, in einen Mantel gehüllt, auf dem Markt «Marché de Rive» in Genf Wahlprospekte. Es ist kühl, der Boulevard Helvétique, auf dem dieser traditionelle Markt stattfindet, liegt noch im Schatten. Die grüne Politikerin Lisa Mazzone, 31, seit 2015 im Parlament in Bern, friert. Vor einer Woche wurde sie als Nationalrätin glänzend wiedergewählt. Doch die junge Frau hat ein höheres Ziel, sie will in den Ständerat. Beim ersten Wahlgang hat sie das beste Ergebnis aller Kandidaten erzielt. Nun trommelt sie auf dem Boulevard mit klammen Fingern im Hinblick auf den zweiten Wahlgang am 10. November, bei dem sie mit SP-Nationalrat Carlo Sommaruga als Listenpartner antritt. «Wir funktionieren als Tandem sehr gut», wird sie später bei einem Kaffee sagen.

Mazzone ist die Aufsteigerin der verflossenen Legislatur. Sie ist in der Romandie ein Star und bekannter als Parlamentarier, die schon viel länger als sie in Bern politisieren. Trotzdem ging man davon aus, dass der politisch erfahrenere Sommaruga im Kampf um die Genfer Ständeratssitze besser abschneiden würde als

sie. Das hat er auch erwartet. Aber dann brachen die Sozialisten ein, die Grünen triumphierten indes auf der ganzen Linie; so fiel Ständeratskandidat Sommaruga hinter Mazzone zurück. «Ich kann mit diesem Ergebnis aber gut leben», sagt er jetzt. Dank der grünen Wahllokomotive liegen die Kandidaten von FDP und SVP, Hugues Hiltbold und Céline Amaudruz, nämlich weit zurück. Journalisten schreiben bereits, das rot-grüne Duo seit so gut wie gewählt.

Hiltbold gibt sich jedoch noch nicht geschlagen. «Wenn die bürgerlichen Parteien zusammenstehen, kommen sie gemeinsam auf 55 Prozent der Stimmen», rechnet er vor. Nur ist diese Zusammenarbeit kein Selbstläufer. Die Freisinnigen sind intern zerstritten wegen der Affäre um ihren Staatsrat Pierre Maudet. Hiltbold bekommt das zu spüren.

Tabuthema Wohnort

Man trifft die Kandidaten für den zweiten Wahlgang alle auf dem «Marché de Rive» an. Ganz oben ist Hiltbold positioniert. Er und seine Wahlhelfer sind leicht zu erkennen, sie tragen ähnliche Jacken, wie sie das FBI bei Ein-

sätzen anhat. Die Blousons der Genfer Freisinnigen sind nur etwas heller und mit «Les Libéraux-Radicaux» statt mit «FBI» beschriftet. Die Grünen und die Linken sind um den Stand von Weinbauer Willy Cretegnay versammelt, einem rebellischen Genfer Weinbauern.

Kurz vor zwölf Uhr gibt es einen Apéro. Um ein leeres Weinfass gruppieren sich die rot-grünen Wahlkämpfer: die Kandidaten Sommaruga und Mazzone, der SP-Nationalrat Manuel Tornare, Pierre Gauthier, der Kampagnenleiter, und der frühere Präsident der Grünen, alt Nationalrat Ueli Leuenberger. Es gibt Bio-Gewürztraminer und Käsehäppchen. Und wenn man lange genug am Fass stehen bleibt, kommt auch SVP-Kandidatin Céline Amaudruz vorbei und sagt schnell Hallo.

Es gibt eine Frage in diesem Wahlkampf, die man besser nicht stellt – nämlich, ob die Kandidaten der Linken tatsächlich in Genf wohnen oder beim Partner oder der Partnerin in Bern. Das sei in den welschen Medien ein Tabuthema, flüstern einem bürgerliche Genfer im Vertrauen zu. Die Thematik ist aber nicht ganz unerheblich, wenn man als Ständerat den Kanton

Genf in Bern vertreten soll oder will. Eine vage Andeutung genügt, schon zückt Carlo Sommaruga das Handy, ruft seine Partnerin an und reicht den Hörer herüber: «Überprüfen Sie selbst, wo ich wohne», sagt er.

Bei Mazzone ist es komplizierter. Sie ist mit einem Bundeshausjournalisten des Tamedia-Konzerns liiert. Sie wohnen mit ihrem zweieinhalb Monate alten Sohn abwechselungsweise in Genf und Bern, was sie aber nicht verschweigen. Die Gegner streichen jedoch gerne hervor, dass das Paar etwas mehr in der Bundesstadt wohne als in Genf, weil der Nachwuchs in einer Berner Krippe angemeldet sei. «Das ist doch alles dummes Zeug», wettet Ueli Leuenberger. «Als Nationalrat habe ich zwischen achtzig und hundert Tage im Jahr in Bern verbracht.»

Rousseau als Vater im Geiste

Es gibt noch eine weitere Frage, die vielen auf den Nägeln brennt: Wie repräsentativ ist Lisa Mazzone für den Kanton? Kann eine linke Aktivistin wie sie wirklich glaubhaft den starken Finanzplatz Genf vertreten? Leuenberger sagt dazu: «Sie ist sehr repräsentativ. In einzelnen Gemeinden haben die Grünen über 30 Prozent Wähleranteile erzielt.» Sie sei die Vertreterin der Jungen, ein politisches Talent, authentisch und komme bei den Leuten gut an. Die Grünen haben in Genf auch eine lange Tradition – nicht bloss wegen des Philosophen und Schriftstellers Jean-Jacques Rousseau, der hier schon vor über 300 Jahren «Zurück zur Natur» predigte. Sie sind seit Jahren in der Kantonsregierung vertreten, seit 2007 sitzt auch der frühere Staatsrat, Robert Cramer, als Grüner für den Kanton Genf in der Kleinen Kammer.

Mazzone, die Cramer beerben will, weist darauf hin, dass die Genferinnen und Genfer in den letzten vier Jahren drei Initiativen der Grünen angenommen haben, welche die Schweizer Stimmbürger verworfen hätten. Über 59 Prozent der Genfer haben zum Beispiel der Atomausstiegsinitiative zugestimmt, über 63 Prozent sagten ja zur Fair-Food-Initiative. «Genf ist für Umwelthanliegen viel sensibler als andere Kantone oder Schweizer Regionen», glaubt

Mazzone sieht sich selbst als eine Art grüne Amazone, die mutig in die Schlacht zieht.

Mazzone. Das muss wohl so sein, denn selbst Genfer Privatbankiers wie Patrick Odier surfen auf der grünen Welle.

Mazzone sieht sich selbst als eine Art grüne Amazone, die mutig in die Schlacht zieht. Fragt man sie, was sie erreichen will, kommt die Antwort wie aus der Pistole geschossen und mit einem Lächeln auf den Stockzähnen: «Ich will alles verändern.» Ihre Politik lebt von Utopien und von Maximalforderungen. Sie ist gegen Autos, Flugzeuge, Atomkraftwerke und die

Armee. Sie wehrt sich gegen das Abschliessen von Wölfen und kämpft mit Herzblut gegen Lohnunterschiede zwischen Mann und Frau.

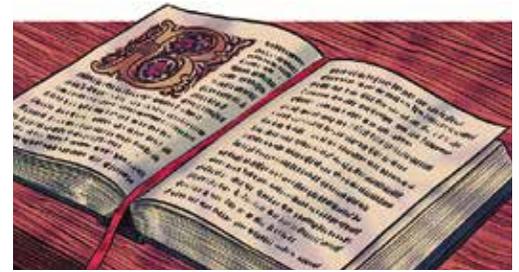
Mazzone war schon als Teenager politisch aktiv und engagierte sich für ein Jugendparlament in ihrem Wohnort Versoix. Sie studierte Romanistik, jobbte in Teilzeit bei der Organisation Pro Velo. Mit 25 Jahren wurde sie Präsidentin der Genfer Grünen und schaffte ein Jahr später als jüngste Nationalrätin den Sprung nach Bern. Dort war sie schnell ein Aushängeschild der Grünen. Es half sicher auch, dass sie schlaue Augen hat und fotogen ist.

Mazzone sitzt im Nationalrat in der Sicherheitskommission (SiK) und in der Rechtskommission – wo sie zuweilen mit ihren im Stile einer radikalen Populistin vorgetragenen Anträgen bürgerliche Kommissionsmitglieder verschreckt. Der Schwyzer Nationalrat Alois Gmür (CVP), mit Mazzone in der SiK, stöhnt jedenfalls auf, wenn er bloss ihren Namen hört. «Sie hat schon ziemlich linke Ideen», findet er. Mazzone habe zum Beispiel mit einer parlamentarischen Initiative die Rehabilitierung von Dienstverweigerern beantragt. Mazzone reagiert pikiert auf diese Art von Kritik. «Wahrscheinlich stört es einige Herren, wenn eine junge Frau ihre Meinung zum Thema Sicherheit mit Überzeugung vertritt.» Besonders wenn sie eine andere Meinung habe und diese auf Französisch artikuliere. In der Rechtskommission hat sie als Nichtjuristin ebenfalls keinen leichten Stand.

Ganz so radikal, wie sie viele Bürgerliche beschreiben, kann sie jedoch nicht sein, sonst würde Mazzone kaum dermassen häufig wie in der letzten Legislatur als Kommissionssprecherin auftreten. Eine Voraussetzung für diesen Job ist nämlich, dass man bei Sachgeschäften die Position der Kommissionsmehrheit mitträgt.

Ende einer Tradition?

Aber hat sie auch das Profil für die Kleine Kammer? «Der Ständerat ist, anders als der Nationalrat, kein Show-Gremium», sagt der abtretende Urner CVP-Ständerat Isidor Baumann. In der Kleinen Kammer gelte die Devise: zuerst liefern und dann lafern. Wer Medienaufmerksamkeit suche, sei hier fehl am Platz. Baumann befürchtet, dass mit der Wahl von Politikern wie der Grünen Mazzone ein Kulturwandel stattfinden könnte. Das traditionelle Modell, bei dem bestandene Politiker über eine Regierungsfunktion in den Ständerat gewählt werden, ist ohnehin am Erodieren. Die Zahl von Kandidaten wie Mathias Zopfi (Grüne) und Céline Vara (ebenfalls Grüne), die trotz fehlender Erfahrung in der Bundespolitik direkt in den Ständerat gewählt werden, wächst von Wahl zu Wahl. Ob auch Lisa Mazzone in den erlauchten Klub passt, wird sich spätestens dann zeigen, wenn sie die Genfer Stimmbürger als Standesvertreterin nach Bern schicken. ○



Die Bibel

Freiwillig Sklave

Von Peter Ruch

Denn weil ich frei bin gegenüber allen, hab ich mich zum Sklaven aller gemacht (1. Korinther 9, 19). In diesem Satz steckt eine gehörige Spannung. Zu Sklaven werden Menschen normalerweise unfreiwillig gemacht, und für die Freiheit muss man kämpfen. Deshalb gibt es Freiheitskämpfer wie Wilhelm Tell, und oft fordert der Freiheitskampf einen Blutzoll. Paulus sagt nun von sich das Gegenteil: Er sei durchaus frei, habe sich aber freiwillig zum Sklaven aller gemacht.

Dieser Satz hat den Reformator Martin Luther zu seinem geflügelten Wort inspiriert: «Ein Christenmensch ist ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht und jedermann untertan.» Luther erklärt das in seiner Schrift «Von der Freiheit eines Christenmenschen» damit, dass jeder Mensch von zweierlei Natur sei, von geistlicher und leiblicher. Zum geistlichen Menschen gehört, dass er fromm und gut sein kann. Nicht äussere Dinge machen ihn so, weder heilige Gewänder noch Beten, Fasten oder gute Werke. Das alles können auch böse Menschen tun und sich damit einen frommen Glanz zulegen. Luther zielt darauf ab, dass das gute, christliche Leben nicht von aussen nach innen aufgebaut wird. Also nicht durch Beten, Fasten, gute Werke et cetera werde ich gottgefällig. Es ist gerade umgekehrt: Das Evangelium von Jesus Christus bewirkt in meinem Innern, dass ich mich als Geschöpf Gottes entdecke und dadurch zu Trickereien, Lustbarkeiten und Reichtümern Distanz gewinne. Ich werde von ihnen unabhängig. Dadurch schärft sich der Blick für wichtigere Dinge, die der Welt und auch mir selbst dienen: Nächstenliebe, Einkehr, Gebet, auch Fasten – warum nicht? So haben die Reformatoren das Herkömmliche vom Kopf auf die Füsse gestellt. Unsere Epoche, die Christus weniger im Blick hat, denkt wieder stärker von aussen nach innen: Schöne Worte und Werke machen Menschen edel und Regierungen gut. Luther widerspricht: «Gute Werke machen nimmermehr einen frommen Menschen, sondern ein frommer Mensch macht gute Werke.»

Peter Ruch war Pfarrer in drei Gemeinden.



Linker Grünsprech

Mit den Grünen hat eine eigene Sprachwelt Einzug in die Politik gehalten. Sie pendelt zwischen Apokalypse und Erlösung. Radikale Forderungen werden kuschelig umschrieben. *Von Peter Keller*

Wenn Balthasar Glättli im Nationalrat zum Rednerpult schreitet, dann steigt immer etwas unsichtbarer Weihrauch auf. «Ich bin via Kirche zu den Grünen gekommen», bekannte er einmal dem katholischen Mediendienst. Und so werden seine Ausführungen im Parlament nicht selten zu kleinen Predigten, Mahnungen an die störrische Gemeinde, vornehmlich zu seiner Rechten. Glättli spricht frei, weich und gerundet, mit kleinen Pausen, als ob er seiner Zuhörerschaft genügend Zeit geben möchte, ihm zu folgen, gedanklich und wörtlich.

Verkünder des nahenden Weltuntergangs

«Sprache beeinflusst unser Denken und unsere Wahrnehmung – sie bildet die Gesellschaft nicht nur ab, sondern formt sie auch mit», leiten die Grünen Schweiz ihre Wahlplattform 2019–2023 ein. Sie begründen damit den Gebrauch gendergerechter Formulierungen. Doch die grüne Sprach- und Denkformung geht weit über die Verwendung von Gender-Sternchen hinaus. In ihrem Positionspapier zur Bildungspolitik fordert die Partei eine gezielte, ökologisch grundierte «Bewusstseinsbildung» an den Schulen. Keine Partei verfügt gegenwärtig so virtuos über eine eigene, auch religiös aufgeladene Sprachwelt wie die Grünen.

Regula Rytz, Glättli und Co. haben die Zeugen Jehovas als Verkünder des nahenden Weltuntergangs abgelöst. Die Apokalypse ist sozusagen auf Seite der Grünen. Wie in der Bibel werden Naturereignisse als Strafe für menschliche Sündhaftigkeit gedeutet. Es bleibe «nicht mehr viel Zeit» zur Umkehr, heisst es im Wahl-

*Wenn Verbote
«entlasten».*

programm der Grünen, dies belegten Gletscherschmelze, Dürren und weitere Temperatur- und Wetterextreme. «Wir sind die erste Generation, welche die Folgen der Klimakrise zu spüren bekommt. Und die letzte, die noch etwas ändern kann.» Für den grünen Fraktionschef Balthasar Glättli ist das Artensterben eine «brutale Realität», die letztlich unsere Nahrungsmittelproduktion «und damit die Zukunft der Menschheit selbst in Frage stellt». Wer die Ängste der Menschen lenken kann, beherrscht den Menschen selber.

Es geht um alles: um die Welt, ums Klima, um die Menschheit. «Die Klimakrise sprengt unsere Landesgrenzen», steckt die frisch in den Nationalrat gewählte Grünen-Politikerin Marionna Schlatter das Terrain ab. Im schweizerischen Kleinklein des politischen Alltags mag man sich nicht wirklich aufhalten. In ihrer Wahlplattform fordern die Grünen «globale Steuergerechtigkeit» und «Recht ohne Grenzen». Man bekämpft die «globale Ungleichheit» und tritt für eine «solidarische Welt» ein. Der Selbstanspruch ist umfassend: «Wir Grüne

sind Teil einer globalen Bewegung: Mit den Global Greens und den europäischen Schwesterparteien treiben wir auch den weltweiten Klimaschutz, die Energiewende und eine soziale und solidarische Kreislaufwirtschaft voran.»

«Systemwechsel ist überfällig»

Die SP Schweiz fordert immer noch etwas altbacken, aber ehrlich die Abschaffung oder «Überwindung» des Kapitalismus und eine weitgehende Verstaatlichung der Wirtschaft. Ihre ökologischen Genossen im Geiste verfolgen das gleiche Ziel, nennen es aber Grünsprech-flauschig «Systemwechsel». Gemeint ist dasselbe: der sozialistische Umbau der Gesellschaft, garniert mit einem grünen Mäntelchen. «Wir Grüne setzen uns für eine umweltschonende und faire Wirtschaft ein. Im heutigen Wirtschaftssystem werden die natürlichen Ressourcen – Wald, Ackerland, Meere – übernutzt und Menschen ausgebeutet. Ein Systemwechsel ist überfällig: zum Wohle von Mensch, Tier und Umwelt.»



«Zum Wohle von Mensch, Tier und Umwelt...» – der moralische Imperativ ist gesetzt. Wer grün ist, setzt sich für eine bessere Welt ein. Die Grünen seien in ganz Europa «zur Hoffnungsträgerin für eine lebenswerte Zukunft» geworden, beschreiben sich die Grünen in ihrer Wahlplattform selber. Man stehe für gesellschaftlichen Zusammenhalt, Offenheit, Frieden und soziale Gerechtigkeit. Auf der anderen Seite lauert das Böse. Die Grünen bezeichnen sich als Bollwerk «gegen den Rechtspopulismus, gegen Klimaskeptiker*innen und gegen die Durchsetzung des Rechts der Starken und der Skrupellosen weltweit». Immerhin werden auch die Klimaskeptiker gendgerecht mit Sternchen begrüsst.

Es muss weh tun

Und doch: Man überlässt die Menschheit nicht dem Untergang. Die Grünen reichen die Hand zur Erlösung, die nun zeitgeistgemäss «Energiewende» oder «Klimawende» heisst. Wobei die Partei nicht auf die Selbsteinsicht der Leute warten mag, «denn die Lage ist ernst» (Manifest: «Auf in die #Klimawahl 2019!»). Die Präsidentin der Grünen Kanton Zürich, Marionna Schlatter, plädiert für «einschneidende Massnahmen», die den Menschen auch «weh tun». Wenn es um die Rettung des Planeten geht, stören offenbar auch die auf Bedachtsamkeit ausgerichteten Vorgänge der schweizerischen Demokratie: «Das CO₂-Gesetz muss durchkommen, es muss, wir haben eine Dringlichkeit, wir müssen vorwärtsmachen.» Ein «Nein» oder «Ja, aber» ist nicht vorgesehen.

Sie persönlich sei in die Politik gegangen, «um an den Regeln zu schrauben», erklärte Marionna Schlatter in der SRF-Diskussionsrunde «Club». «Wir brauchen Regeln, und der Staat ist eigentlich dafür verantwortlich, dass wir Regeln haben, die unser Zusammenleben regulieren.» Diese Regeln würden uns auch «entlasten», indem sie den Menschen davor bewahren, etwas Falsches zu tun. Selbst der Wissenschaft will Schlatter «klar den Rahmen vorgeben, wohin es geht». Damit stellt die studierte Soziologin kurzerhand die Wissenschaftsfreiheit und damit die Bundesverfassung, Artikel 20, in Frage: «Die Freiheit der wissenschaftlichen Lehre und Forschung ist gewährleistet.»

Auf die Frage der Moderatorin, ob sie generell für eine Politik mit mehr Verboten plädiere, weicht Schlatter aus: «Wir können entweder tausend Wischivaschi-Anreizsysteme machen, die dann vielleicht trotzdem nicht funktionieren und ganz viele neue Fehlanreize schaffen. Oder wir können klare Regeln schaffen.» Eigenverantwortung als «Wischivaschi», Verbote als «Regeln» und Regeln als «Entlastung» der Bürgerinnen und Bürger zu bezeichnen – so funktioniert Grünsprech im Jahr 2019. ○

Demokratie

Lasst uns in Ruhe!

Betrachtungen nach den eidgenössischen Wahlen.

Von Philipp Gut

Zuerst ein Disclaimer. Ja, ich weiss, die Demokratie ist die beste aller schlechten Staatsformen. Ja, ich bin dankbar für das politische System der Schweiz, in dem – so sollte es zumindest sein – das Volk das letzte Wort hat. Und ja, ich bin politischer Journalist und lebe insofern in einer kritischen Symbiose mit dem Betrieb, den ich in meiner täglichen Arbeit beschreibe. Trotzdem oder gerade deswegen haben die eidgenössischen Wahlen vom 20. Oktober in mir ein tieferes Verständnis für jene oft verfemte Geistesstradition geweckt, die von Thomas Mann bis Peter Handke immer wieder die Debatten befeuert. Ich meine die Position des «Unpolitischen».

Der heissumstrittene Basistext dieser Tradition trägt das Unwort schon im Titel: Es sind Manns «Betrachtungen eines Unpolitischen» (1918). Thomas Mann, der als blutjunger Schriftsteller mit dem Familienroman «Buddenbrooks» bereits Weltruhm erlangt hatte, verteidigt in dem 600 Seiten starken Essay eine «machtgeschützte Innerlichkeit» gegen die Zumutungen der Politik. Er lobte in diesem Zusammenhang das Deutsche Kaiserreich, das ihn als Bürger und Künstler einigermaßen in Ruhe gelassen habe. So konnte er über den grossen Fragen des Lebens brüten, über Liebe und Tod zum Beispiel. Er vergrub sich in seine «Kultur», während er die «Zivilisation» als störend, flach und äusserlich brandmarkte. Der Pferdefuss dieser Argumentation lag darin, dass er, der angeblich Unpolitische, sich im Ersten Weltkrieg jubelnd auf die Seite der deutschen Kriegsmaschinerie geschlagen und gleichzeitig die Demokratie attackiert hatte. Sie war für ihn der Inbegriff der Politik, der Schlagworte, des Klapperns mit Leerformeln.

Später, als die Weimarer Republik von links und rechts zerrieben zu werden drohte, und erst recht, nachdem Hitler an die Macht gekommen war, hat Thomas

Mann diese Position korrigiert. Er war nun überzeugt, dass gerade die Absenz eines politischen Bewusstseins den Aufstieg der totalen Politik der Nationalsozialisten ermöglichte.

Das Unbehagen reicht tiefer

Dennoch, so fuhr es mir nach Bekanntgabe der Wahlresultate am 20. Oktober durch den Kopf, steckt auch im Lob des Unpolitischen ein Schimmer von Wahrheit. Je klarer die Ergebnisse wurden, desto stärker stieg ein Impuls in mir auf: «Politiker,

lasst uns in Ruhe!» Es wäre natürlich billig, wenn diese Reaktion einfach darauf beruhte, dass Links-Grün zugelegt hat, was nicht unbedingt meiner politischen Präferenz entspricht. Dann wäre ich einfach ein schlechter Verlierer. Ich hoffe, das bin ich nicht.

Das Unbehagen reicht tiefer – und es lässt sich argumentativ begründen. Sofort sprachen die Sieger von neuen Vorschriften, neuen Verboten, neuen Abgaben und neuen Steuern. Sie deuteten



Zumutungen der Politik: Th. Mann.

den Wählerwillen als Freipass für Radikalmassnahmen zum Klimaschutz. Dahinter kommt ein Menschenbild zum Vorschein, das dem eines mündigen und aufgeklärten Bürgers diametral widerspricht. Die siegreichen Politiker ermächtigen sich im Rausch eines vermeintlichen Volksauftrags selbst, die Freiheit des Einzelnen zu beschneiden und «grosse Politik» zu machen. Wo gehobelt wird, fallen Späne.

Bei dieser Vorstellung schaudert es mich. Der liberale Philosoph Karl Popper hat das Wesen der Demokratie gerade darin gesehen, dass sie nur kleine Schritte macht, pragmatisch und bescheiden. Wer die Welt retten will – und das tut heute nicht nur eine Greta, es tun es auch eine Rytz und ein Glättli, ein Knutti und ein Stocker –, dem ist das Schicksal des Nächsten rasch einmal egal. Von solcher Hyperpolitik möchte ich lieber verschont bleiben.

Der einzige vernünftige Grüne

Er ist verbindlich und umsichtig. Er bringt unseren Kindern keinen Unsinn bei. Unter den Drei- bis Sechsjährigen fährt er regelmässig Traumergebnisse ein. Darum ist Kermit, der Frosch, der für mich sympathischste Grüne der Gegenwart.

Von Matthias Matussek

Von allen Grünen, die ich kenne, ist mir Kermit, der Frosch aus der Sesamstrasse, der bei weitem sympathischste: Er ist verbindlich und umsichtig, er spuckt keine grossen Töne und hat keinen Dreitagebart. Tatsächlich hat er überhaupt keinen Bart und macht überhaupt keine Anstalten, sich einen wachsen zu lassen.

Er bringt unseren Kindern keinen Unsinn bei, sondern das Alphabet und die Zahlen. Darüber hinaus ist er ehrlich. Als er einmal Elton John zu Gast in seiner Show hatte und der «Bennie and the Jets» loshämmerte, einen Song, vor dem jeder auf die Knie gehen sollte, schon weil er auf der ohnehin besten Pop-Platte der siebziger Jahre stand, nämlich «Goodbye Yellow Brick Road», zeigte sich Kermit überhaupt nicht beeindruckt. Er fand den Song nicht gut. Ich schon. Das zeigt, dass ich durchaus kritische Distanz zu Kermit halte.

Völlig distanzlos dagegen ist Miss Piggy. Sie himmelt ihn an. Sie ist oberflächlich, kleidet sich schrill, hält sich für eine Fashion-Icon, eine Influencerin, sie ist aufdringlich und benimmt sich ständig daneben. Auf die Grünen übertragen, wäre das Claudia Roth. Man könnte sie eine dumme Kuh nennen, wenn sie kein rosa Schweinchen wäre. Sie nennt alle, die nicht ihrer Meinung sind, Faschisten, das ist offenbar juristisch legitim.

Verblüffend ähnlich

Kermit fährt in der Gruppe der wahlberechtigten Drei- bis Sechsjährigen regelmässig Traumergebnisse um die 100 Prozent ein, was an die unseligen Diktaturen des Ostens erinnert, aber Kermit stammt aus dem Westen, genauer dem Südwesten der Vereinigten Staaten, noch genauer aus den Sümpfen dort, wo er sich aus einer Kaulquappe entwickelt und den ganz harten Weg nach oben geschafft hat, hinein in die Welt des Showbiz, die selbstverständlich der Welt der Politik verblüffend ähnelt: mit Anpassungsfähigkeit, Diplomatie und anhaltendem Quak, Quaaak.

Kermit, der wegen seiner unfassbaren Beliebtheit bald die «Muppet Show» ins Leben

rief und eine bunte Truppe um sich versammelte, Big Bird zum Beispiel, gelb und zwei Meter gross, und das Krümelmonster, fluffig blau oder braun, je nach Stimmung und Versorgungslage punkto Kekse, die es bedenkenlos in sich hineinstopft, sowie die unselige, rampensüchtige Miss Piggy und weitere unverantwortliche Knuddeltiere, etwa Elmo, den mein Sohn schon als Einjähriger adoptiert hatte und versuchte, ihn mit seinen Händchen und Beinchen gleichzeitig im Bettchen in den noch zahnlosen Mund zu schieben.

Buntes Kesseltreiben

Apropos zahnlos: Selbstverständlich hatte Kermit keine Zähne, was den aufdringlichen Trottel Grobi nicht daran hinderte, als Vertreter mit seinem Musterkoffer an Zahnbürsten ihm auf die Nerven zu gehen. Kermit brüllte schliesslich: «Frösche ham keine Zähne», und Grobi blieb unbeirrt nach dem Klassiker «Nobody's Perfect», worauf sich ein Handgemenge unterhalb der Bildschirmkante ergab und der grüne Frosch tatsächlich mit zwei makellos strahlenden, hollywoodreifen Zahnreihen wieder auftauchte.

Merke: Es gibt keinen natürlichen Mangel, der nicht gefunden und behoben, und kein Bedürfnis, das nicht geweckt und befriedigt werden könnte, womit wir wieder beim Wahlprogramm des Grünen wären.

Beobachtet wird das bunte Kesseltreiben in der Show von zwei Alten mit den Namen Waldorf und Statler, die politisch unkorrektes Zeug brabbeln wie: «Alle reden von sexueller Belästigung am Arbeitsplatz.»

«Ja, wenn das nicht bald losgeht, kündige ich!»

Oder auch Missmutiges: «Ich bewundere deine Gelassenheit.»

«Das ist Desinteresse.»

Oder schlicht Beleidigendes, etwa nach einer Show mit Petula Clark: «Also Frosch, wir haben die Show durchgestanden», sagt Statler.

Waldorf: «Ja, kannst die Logentür wieder aufschliessen.»

Statler (*Brabbelnd*): «Genau.»

Womit wir noch einmal auf Elton John zurückkommen müssen, denn Kermit, das alte

Show-Ross beziehungsweise der grüne Show-Frosch, verteidigt seine Gäste im Prinzip gegen Kritiker, in dieser Elton-Folge gegen Sam, den Adler:

Sam: «Äh, Kermit, wegen dieses Elton John da ... Ich habe wahrlich schon einige ziemlich sonderbare Gäste in dieser Show erlebt. Aber dieser Elton John da grenzt geradezu ans Revolutionäre.»

Kermit: «Sam, wenn ich dich aufklären darf: Elton John ist ein sehr berühmter Musiker.»

Sam: «Ach, nein?! Warum verkleidet er sich dann wie ein gestohlenen Auto?»

Kermit: «Sam, Musiker haben sich immer schon ein wenig extravagant gekleidet.»

Sam: «Mozart aber nicht!»

Kermit: «Mozart trug hohe Absätze, Seidenstrümpfe und Perücken.»

Sam: «Halte bitte deinen kleinen grünen Mund!»

Natürlich steht Sam mit seinem Wunsch nicht alleine, denn was die Grünen angeht, reissen sie ihr gar nicht kleines Maul regelmässig riesengross auf.

Und sie können noch nicht mal singen oder tanzen, aber sie geben sich als Rächer der Witwen und Enterbten wie Robin Hood, weshalb das Schlusswort Waldorf und Statler gehört. Statler: «Also, ich hab ja schon viele Versionen von Robin Hood gesehen. Aber an die hier kommt keine ran.»

Waldorf: «Wie denn das?»

Statler: «Die anderen waren alle gut.»

Influencer: Kermit.



Lesestoff!



Jeden Samstag.
Natürlich auch
online.

schweizamwochenende.ch

Unsere Wochenendausgabe: rundum modern und frisch, mit einer Fülle an Lifestyle, Reisetipps und Kultur.

Aargauer
Zeitung

Badener
Tagblatt

Limmattaler
Zeitung

Solothurner
Zeitung

Grenchner
Tagblatt

Oltner
Tagblatt

bz

abo+

Schweizerzeit

Bürgerlich-konservatives Magazin für Unabhängigkeit, Föderalismus und Freiheit

«**Ja** zur Schweiz»

**Seit 40 Jahren
konsequent gegen
jede EU-Einbindung
der Schweiz**

Ja, ich profitiere vom Jubiläums-Angebot

Fr. 70.– statt 140.– bis Ende 2020

Name: _____

Vorname: _____

Strasse/Nr. _____

PLZ/Ort: _____

Tel.: _____

E-Mail: _____

Wenn Sie uns die Mail-Adresse mitteilen, erhält der/die Empfänger/-in automatisch allwöchentlich den Freitagskommentar «Brisant».

Talon einsenden an: Schweizerzeit, Postfach 54, 8416 Flaach;
per Mail an: info@schweizerzeit.ch oder telefonisch: 052 301 31 00

Lasst Möbel Pfister ziehen

Viele ehemalige Schweizer Traditionsunternehmen sind heute in ausländischer Hand. Schnell ist vom Ausverkauf der Heimat die Rede. Jetzt wird Möbel Pfister nach 137-jähriger Geschichte an eine österreichische Firma verkauft. Warum dies auch dem grössten Patrioten egal sein sollte. *Von Florian Schwab*



Eine Art Helvetia im Arbeitergewand: Möbel Pfister im aargauischen Suhr, 1947.

Hände weg von Möbel Pfister! So kann man das öffentliche Echo auf den Verkauf des altingesessenen Einrichtungshauses zusammenfassen. In Leserbriefen wird beklagt, der «Pfister-Geist ist Tempi passati». Gewarnt wird: «Wenn wir einfach Tür und Tor öffnen für alle und alles», stünden «unsere Arbeitsplätze und unsere Kultur akut in Gefahr». «Beim Gedanken wird mir unwohl», lässt sich der ehemalige Gemeindepräsident von Suhr AG vernehmen. Die Gemeinde ist seit vielen Jahrzehnten geografischer Dreh- und Angelpunkt des Möbelimperiums, eines wichtigen Steuerzahlers.

Mit dem Verkauf an die österreichische XXXLutz reiht sich Möbel Pfister in eine prominente Reihe von Schweizer Unternehmen ein, die ins Ausland verkauft wurden. Vor dreizehn Jahren ging die Winterthur-Versiche-

rung an die französische Axa. Ein Jahr früher kaufte die Deutsche Lufthansa, was von der Swissair, dem einstigen helvetischen Nationalsymbol, übriggeblieben war. Firmen wie Syngenta, Bally, Swissport oder Sigg gehören heute chinesischen Eigentümern. Und der Pharmakonzern Actelion wurde 2017 an Johnson & Johnson verkauft.

Schweizerischer als schweizerisch

Auch bei den meisten börsenkotierten Firmen kann man darüber streiten, wie schweizerisch sie eigentlich sind. Der Zementkonzern Holcim wurde mit der französischen Lafarge zwangsverheiratet. FDP-Ständerat Ruedi Noser vermutete anlässlich einer Parlamentsdebatte über verstärkte Investitionskontrollen im Juni 2018, dass die Schweizer SMI-Unternehmen bereits zu über 70 Prozent im Besitz

von ausländischen Aktionären seien. Im Auftrag des Staatssekretariats für Wirtschaft haben die Finanzökonominnen Yvonne Seiler Zimmermann und Heinz Zimmermann die Eigentumsverhältnisse bei den Titeln des Schweizer Marktindex SMI durchleuchtet. Das Ergebnis: Wegen der Schwellen für die Meldepflicht ist nur rund die Hälfte der Eigentümer überhaupt bekannt. Von diesen aber sind, gewichtet nach Börsenwert, gut die Hälfte ausländisch. Was die Kernfrage aufwirft: Was bedeutet das? Und ist es schlimm, wenn Schweizer Firmen – mit klangvollen Namen wie Möbel Pfister – an Ausländer verkauft werden?

Der Fall Möbel Pfister ist besonders symbolträchtig, denn die Firma ist in mancherlei Hinsicht schweizerischer als schweizerisch, eine Art Helvetia im Arbeitergewand. 1882 in

Basel gegründet, wurde das Einrichtungshaus im 20. Jahrhundert zum Inbegriff der Schweizer Wohnkultur. Während des Zweiten Weltkriegs schaltete Möbel Pfister Inse- rate mit dem Wortlaut: «Unsere gewaltigen Umsätze beschäftigen direkt und indirekt ein Regiment von Angestellten und Arbeitern.» Wer hier einkaufte, der «nützt der schweizerischen Volkswirtschaft und damit sich selbst».

Des Patrons Letzter Wille

Im Jahr 1966 überführte Patron Fritz Gottlieb Pfister (1891–1984) die Aktien des Unternehmens in eine Stiftung mit dem Zweck, die Selbstständigkeit der Firma zu wahren und die Vorsorge und Wohlfahrt der Mitarbeitenden zu sichern. Der Stiftungsrat sollte sich zum Grossteil aus Mitarbeitern von Möbel Pfister und ihren Tochterfirmen zusammensetzen. Damit habe er seinen Mitarbeitern praktisch die Firma geschenkt, pflegte Pfister zu sagen. Bis vor zwei Jahren gingen denn auch sämtliche inländischen und ausländischen Akteure auf dem Schweizer Möbelmarkt davon aus, dass Möbel Pfister unverkäuflich sei. In aller Deutlichkeit vermerkte Verwaltungsratspräsident Rudolf Obrecht gegenüber der *Aargauer Zeitung*: «In unserer Stiftungsurkunde heisst es klipp und klar, dass wir nicht verkäuflich sind. Unmöglich, selbst wenn wir wollten! Wir

Wer wirtschaftlich etwas erschafft, hat das uneingeschränkte Verfügungsrecht darüber.

haben das Erbe von Fritz Gottlieb Pfister zu vollziehen. De facto gehört die Firma den Mitarbeitenden.»

Dass das Unternehmen jetzt plötzlich doch verkauft werden konnte, war nur durch eine behördliche Verfügung möglich: Die BVG- und Stiftungsaufsicht Aargau gestattete der Stiftung, präsiert von der abtretenden FDP-Nationalrätin Corina Eichenberger, ihren Stiftungszweck so zu ändern, dass die statutengemässe Unverkäuflichkeit dahinfiel. Der Stiftungsrat hatte dies gemeinsam mit dem Verwaltungsrat beantragt und extra ein erbrechtliches Gutachten anfertigen lassen.

Wundersame Statutenänderung

Kritische Geister können viele Fragezeichen hinter den Verkauf setzen: Wie genau wurde innert zweier Jahre aus einem unverkäuflichen Monument der Schweizer Wirtschaftsgeschichte ein Übernahmeziel für die europaweit offensiv expandierende österreichische XXXLutz? Die Details sind nur einem kleinen Kreis von Eingeweihten bekannt. Dass eine finanzielle Notlage vorgelegen habe, wird von allen Seiten bestritten. Im Gegenteil: Die Fir-

ma schreibe schwarze Zahlen, heisst es. Klar ist: Berauschend war der Geschäftsgang langfristig betrachtet nicht. In den letzten Jahrzehnten wurde kaum ein Umsatzwachstum verzeichnet, die Zahl der Angestellten nahm tendenziell sogar eher ab (von über 2000 zu Spitzenzeiten auf heute 1800). Dazu kommt der immer schärfere Wettbewerb durch Online-Anbieter und den angekündigten Markteintritt von XXXLutz. Gut möglich, dass sich die Verantwortlichen – bis hin zur Stiftungsaufsicht – gesagt haben: Lieber verkaufen, solange die Firma für einen Käufer noch etwas wert ist.

Auch darüber, was der Verkauf für die Mitarbeiter und die rund fünfzig Schweizer Möbelhersteller bedeutet, deren Umsätze stark von Möbel Pfister abhängen, kann man des Langen und Breiten spekulieren. Die Beteuerungen, nach denen alle Arbeitsplätze erhalten blieben und das Sortiment bei Möbel Pfi-



ter langfristig so helvetisch wie eh und je, kann man mit guten Gründen anzweifeln. Warum sollte XXXLutz ein schrumpfendes Unternehmen kaufen und dann alles unverändert lassen?

Solche Abwägungen werden derzeit landauf, landab angestellt. Manch ein Debatten- teilnehmer mutiert über Nacht zum Experten für die Möbelwirtschaft. Doch bei aller Sympathie für Schweizer Firmen in Schweizer Besitz: Wer Respekt vor fremdem Eigentum hat, der mischt sich nicht in die Frage ein, wem Möbel Pfister gehört. Genauso, wie man einem Nachbarn nicht verbietet, sein Auto einem Ausländer zu verkaufen, räumt man ihm auch keine Hindernisse in den Weg, wenn er seine Firma nach Österreich verkaufen will. Wer wirtschaftlich etwas erschafft, hat das uneingeschränkte Verfü-

gungsrecht darüber. Ein Unternehmer darf seine Firma jederzeit schliessen. Er darf sie auch an die Börse bringen oder eben ins Ausland verkaufen. Umstehende haben kein Mitspracherecht. Schliesslich ist es nicht ihr Unternehmen, auch nicht ein kleines bisschen. Wer unbedingt will, dass es ein rein schweizerisches Einrichtungshaus gibt, der kann sich daran versuchen, selber ein solches aufzubauen.

Im Glashaus

Klar, im Fall Möbel Pfister sind die Eigentumsverhältnisse verworren. Eine Stiftung ist per Gesetz ein zweckgebundenes Kapital, sprich Geld. Eine Rechtsform also, bei der das Eigentum von natürlichen Personen gewollt entkoppelt ist. Weil Geld aber keine Entscheidungen treffen kann, braucht es Menschen, die treuhänderisch im Sinne des Stifters darüber verfügen. Dass diese Personen mit dem ihnen anvertrauten Geld eigene Interessen verfolgen, kommt immer wieder vor. Als Fritz Gottlieb Pfister seine Firma in diese eigenwillige Konstruktion einbrachte, musste ihm dieses Risiko als erfahrenem Unternehmer bewusst gewesen sein. Gleich wie die Tatsache, dass nichts für die Ewigkeit ist.

Solche Besonderheiten in der Firmenkons- truktion führen aber nicht dazu, dass jeder- mann zum Miteigentümer wird. Möbel Pfister ist, Stiftung hin oder her, eine private Firma. Und der Respekt vor dem Privatbesitz ist nicht nur ein zwischenmenschliches Gebot (Du sollst nicht stehlen!), er ist auch hoch- gradig vernünftig. Unzählige Untersuchungen zeigen, dass es einen engen Zusammen- hang zwischen dem wirtschaftlichen Erfolg eines Landes und der Gewährleistung der Eigentumsrechte gibt. Kapital ist ein scheues Reh – bei den ersten Anzeichen einer Enteig- nung flüchtet es. Und was sind Beschränkungen für den Verkauf anderes als eine Enteig- nung? Eine Einschränkung rechtfertigt sich bei überlebenswichtigen Infrastrukturen, aber diese sind in der Regel sowieso in staat- licher Hand.

Überhaupt sitzt man als Schweizer beim Kritisieren von grenzüberschreitenden Fir- menkäufen im Glashaus. Laut National- bank-Statistik haben Schweizer 4803 Milliar- den Franken im Ausland investiert. Das ist etwa das Siebenfache des jährlichen volks- wirtschaftlichen Einkommens. Dem stehen ausländische Investitionen in der Schweiz von lediglich 4008 Milliarden Franken ge- genüber. Unter dem Strich verbleibt ein Nettovermögen in Höhe eines jährlichen Bruttoinlandsprodukts. Solche Investitionen tragen auf beiden Seiten der Grenze zum Wohlstand bei. Will die Schweiz auch in Zu- kunft einen Teil ihres Geldes im Ausland anlegen, gibt es nur einen Schluss: Schweizer, lasst Möbel Pfister ziehen. ○



Protektionismus, Verschwendung, Diskriminierung.

Beschaffungsluxus bei den VBZ

Die Verkehrsbetriebe Zürich haben für die Neu-Uniformierung ihrer Mitarbeiter 4,2 Millionen Franken zu viel bezahlt. Opfer der Kungelei sind neben den seriösen Anbietern die Steuerzahler. *Von Christoph Mörgeli*

Die Peinlichkeit war im September nach einem Bericht von Tele Züri Stadtgespräch. Trotz pompöser Modeschau samt Laufsteg und rockiger Musik haben die neuen VBZ-Uniformen einen empfindlichen Schönheitsfehler: Auf den Jacken und Innenjacken wurden nämlich die Farben des Zürcher Wappens vertauscht. Und so prangt ausgerechnet in der Herzgegend des Stadtzürcher Verkehrspersonals das Blau oben und das Weiss unten – was nicht nur eingefleischte Heraldiker, sondern jeden echten Zürcher stören muss.

Preis als Nebensächlichkeit

Ein SP-Gemeinderat dachte an einen Aprilscherz und wollte das Wappen korrigiert haben, wie man schliesslich auch eine falsch gedruckte Visitenkarte nicht akzeptiere. Sein FDP-Kollege befand ebenso, das falsche Identifikationsmerkmal gehöre umgehend geändert. Die Verantwortlichen der VBZ bedauerten zwar den «Fehler» und die «entstandene Verwirrung», um sich gegenüber der Öffentlichkeit aber sofort wieder aufs hohe Ross zu setzen. Es handle sich eben um ein einfarbiges «Negativ-Logo», das in dieser Form von den VBZ freigegeben worden sei. Die Jacken würden erst nach und

nach ersetzt. «Es wäre aus Ressourcen- und Kostengründen unverhältnismässig, sie zu entsorgen», meinte VBZ-Sprecher Tobias Wälti.

Über dieses plötzliche Kostenbewusstsein der Beschaffungsverantwortlichen kann der Textilunternehmer Joseph Alain Scherrer nur stauen. Als die VBZ im Januar 2018 die Neueinkleidung ihres Personals ausschrieben, offerierte auch seine Firma Fashion-Promo Tex AG in Olten. Deren Angebot lag bei 9,5 Millionen Franken. Den Zuschlag erhielt aber die Image Wear AG, die für genau denselben Auftrag 13,7 Millionen kassiert. Die Differenz beträgt über vier Millionen Franken, fast ein Drittel des Preises.

Trotz dieses gewaltigen Unterschieds rühmten sich die VBZ: «In der Ausschreibung für die Herstellung und Lieferung war der Preis als gewichtigstes Vergabekriterium festgelegt, gefolgt von «Design und Qualität.» Die Rede war auch von «preisgünstigeren Standarduniformen» statt «ganz neuer Uniformen nach VBZ-Design». Verschwiegen wurde, dass die Steuerzahler die Einkleidung der 1550 Verkehrsbeamten um vier Millionen Franken überzahlt haben. Und dies bei vergleichbarer oder gar besserer Qualität der einzelnen Uniformteile beim unterlegenen Konkurrenten.

Auffallend war schon, dass bei dem europaweiten offenen Beschaffungsverfahren nach WTO-Regeln lediglich vier Firmen am Auswahlverfahren teilnahmen. Es findet sich kaum je eine Ausschreibung des öffentlichen Sektors mit einer derart geringen Beteiligung. Vom Verfahren ausgeschlossen wurde neben einer anderen Firma auch die Fashion-Promo, so dass schliesslich nur noch zwei Firmen bewertet wurden. Und dies wegen Kriterien, die als bürokratisch, unsachlich und wettbewerbsfremd bezeichnet werden müssen.

Die Stadtzürcher Verkehrsbetriebe verlangten nämlich in ihren Ausschreibungsbedingungen, dass die Anbieter mindestens 500 Mitarbeiter des öffentlichen Verkehrs oder von Flughäfen eingekleidet haben müssen. Das hätte für Joseph Alain Scherrers unterlegene Firma bedeutet, dass sie – unabhängig von der Kompetenz – etwa fünf bis acht Jahre hätte bestehen müssen, um dieses Kriterium zu erfüllen. Seine Fashion-Promo ist aber erst vor eineinhalb Jahren aus langjährigen erfolgreichen Unternehmen der Bekleidungsbranche hervorgegangen, wobei alle Mitarbeiter auf eine Berufserfahrung von fünfzehn bis zwanzig Jahren in der Textilbranche verfügen. Die junge Firma kann-

te Aufträge gewinnen von SBB, Bundespolizei Deutschland, Amt für Militär und Zivilschutz, von Uefa, Transportunternehmen, Warenhausketten und so weiter. Scherrer kommentiert den faktischen Ausschluss jüngerer Firmen vom Wettbewerb so: «Im Gegensatz zur Selbstdarstellung der Stadt Zürich ist das weder innovativ noch geschäftsfördernd noch unternehmerfreundlich.»

Anfechtung vor Gericht

Der unterlegene, um vier Millionen Franken billigere Anbieter ärgert sich auch als Staatsbürger über die undurchsichtige Verschleuderung von Steuergeld. Überdies ist Joseph Alain Scherrer in seiner Unternehmehere verletzt: «Meine vor zehn Jahren verkaufte Firma Jas AG in Aarburg, die ich jahrzehntelang erfolgreich betrieben habe, hat Tausende von Mitarbeitern eingekleidet, darunter die SBB, die Swiss, die Coop schweizweit, die Schweizerische Post, viele Polizeikorps im In- und Ausland und viele weitere Kunden national und international.» Scherrer habe auch in den letzten Jahren für Firmen mit mehreren tausend Personen arbeiten dürfen, und er tue das auch gegenwärtig. «Dies nicht zuletzt, weil mein Team und ich in der Branche als erfahren, kompetent und zuverlässig gelten.»

Wegen der nicht nachvollziehbaren Gründen der VBZ-Vergabe hat sich Joseph Alain Scherrer entschlossen, erstmals in seiner langjährigen Berufstätigkeit in einer sehr spezialisierten Branche einen Vergabeentscheid vor Gericht anzufechten. Er ging vor das Zürcher Verwaltungsgericht, das seine Beschwerde aufgrund des verlangten Nachweises von

500 bereits eingekleideten Mitarbeitern im Bereich öffentlicher Verkehr aus rein formalen Gründen abweisen musste. Dass die Verwaltungsrichter aber für Scherrers Anliegen ein gewisses Verständnis hatten, zeigt die Tatsache, dass sie der Stadt Zürich zwei Drittel der Verfahrens- und Gerichtskosten auferlegten.

Tatsächlich steht der Verdacht im Raum, dass die Verkehrsbetriebe Zürich die schliesslich berücksichtigte Image Wear AG bevorteilt haben. Die Fashion-Promo hat auch bei anderen Ausschreibungen der Stadt Zürich teilgenommen. So schrieb Schutz und Rettung eine neue Bekleidung nach Designvorgabe aus, wobei die Fashion-Promo für 368 000 Franken, die Gewinnerfirma aber für 517 000 Franken offerierte. Der Ausschluss der Fashion-Promo geschah unter Hinweis auf bereits ausgeführte Aufträge. Aus demselben Grund wurde Joseph Alain

Scherrers Unternehmen bei den städtischen Betrieben (Wirkwaren wie T-Shirts, Poloshirts und Sweatshirts) ausgeschlossen. Es hatte für 728 000 Franken angeboten, die berücksichtigte Firma strich 1,13 Millionen Franken ein. Es gab also zwischen VBZ, Schutz und Rettung sowie Stadt Zürich nachweislich Absprachen, wie mit der billiger anbietenden und dennoch nicht berücksichtigten Fashion-Promo zu verfahren sei. Dabei hätte die Stadt Zürich allein im textilen Einkleidungsbereich 4,35 Millionen Franken sparen können. Das alles riecht nach Protektionismus, Verschwendung von Steuergeld, Wettbewerbsverzerrung und Diskriminierung von jüngeren Unternehmen – wenn nicht nach noch Schlimmerem.

Fairere Verfahren beim Kanton

Jedenfalls ist der gut siebzigjährige, in Wald im Zürcher Oberland aufgewachsene Joseph Alain Scherrer bezüglich Vergabep Praxis ziemlich desillusioniert. Er erlernte seinerzeit das Schneiderhandwerk und wurde bald zu einem der kreativsten Kleiderhersteller der Schweiz. Heute unterstützt er auch Innovationen ausserhalb der Textilbranche; zur Entwicklung von Patenten bis zur Marktreife hat er die Swiss Innovation-Field AG gegründet.

Neben den negativen Erfahrungen in der Stadt Zürich erlebte er bei der öffentlichen Verwaltung durchaus auch korrekte, offene Ausschreibungen. Etwa beim Amt für Justizvollzug des Kantons Zürich, das ebenfalls Shirts ausgeschrieben hat. Bei immerhin 22 Angeboten wurden die Aufträge für vergleichbare Artikel 30 bis 40 Prozent billiger als bei der Stadt Zürich vergeben. Scherrers Fashion-Promo machte ein

Angebot für 196 000 Franken, womit er 2,8 Prozent teurer lag als der bestplatzierte Mitbieter. «Mit dieser Transparenz», meint er, «kann man sich auch als Zweitplatzierte gut abfinden.»

Dass bei der VBZ-Vergabe nicht alles rund lief, belegen etliche kritische Passagen des Verwaltungsgerichtsurteils: Ausser der Bedingung der 500 Einkleidungen stützte das Gericht etliche Argumente zugunsten der Fashion-Promo. So sprach es von einem «umständlichem und nicht auf Antrieb durchschaubarem Vorgehen».

Die VBZ lässt ausrichten, sie habe jenes Angebot gewählt, «welches das wirtschaftlich günstigste ist, also die Zuschlagskriterien am besten erfüllt». Mit den Teilnahmebedingungen werde sichergestellt, «dass Anbieter gefunden werden, welche die Aufgabe erfüllen können und auch nachweislich schon erbracht haben». ○



Uniform mit Schönheitsfehler.

«Weder innovativ noch geschäftsfördernd noch unternehmerfreundlich.»

Strassenverkehr

Fremdschämen

Es gibt keine rücksichtsloseren Zeitgenossen als die Velofahrer. Wirklich? – Wirklich!

Lange war ich der Meinung, Fremdschämen sei nicht meine Sache. Warum sollte ich Verantwortung tragen für etwas, was ich nicht zu verantworten habe? Fremdschämer, dachte ich, seien Heuchler. Man gaukelt Betroffenheit vor, um zu zeigen, wie gut man doch selber ist.

Mein täglicher Arbeitsweg hat mich eines Besseren belehrt. Seit geraumer Zeit ertappe ich mich immer wieder beim Fremdschämen – beim Fremdschämen für meine Radgenossen!

Seit meiner Jugend bin ich fast täglich mit dem Fahrrad unterwegs. Ich habe nichts gegen Motoren, ich geniesse einfach die Bewegung an der frischen Luft. Doch manchmal wünschte ich mir eine Tarnmütze. Denn ich möchte unter keinen Umständen mit dem Heer der Velofahrer auf den Zürcher Strassen in Verbindung gebracht werden. Primitivere und arrogantere Egoisten kann ich mir kaum vorstellen.

Ich rede hier nicht nur von den Ampeln, Stoppsignalen und Vortrittsregeln, die systematisch ignoriert werden. Velofahrer fühlen sich so grossartig gut, dass sie sich nicht nur selber unverletzlich wähnen. Ihnen ist prinzipiell jede Rücksichtnahme fremd.

Sie finden, ich übertreibe? Dann lade ich Sie ein auf die Zürcher Hardbrücke.

Tatort Hardbrücke

Beim Bahnhof Hardbrücke kreuzen sich Velowege auf engem Raum mit Bus- und Tramhaltestellen. Wenn die ÖV-Nutzer am Warten sind, ist das kein Problem. Ein schmaler Streifen auf der Strassenseite ist den Fahrrädern vorbehalten. Doch wenn ein Bus oder ein Tram anhält, werden die Velofahrer mit roten Leuchten am Boden zum Anhalten eingeladen. Damit die ÖV-Passagiere ein- und aussteigen können.

Das einfache System, würde man meinen, leuchtet jedem ein, der einigermaßen bei Sinnen ist. Doch weit gefehlt. Die allermeisten Velofahrer erachten die Wartezeit von ein paar Sekunden offenbar als Zumutung. Täglich beobachte ich, wie sie über die roten Leuchten hemmungslos durch den Pulk der Umsteiger drängeln. Männer wie Frauen, Eltern mit Kindern im Anhänger, Alte oder Junge – bei meinen Feldforschungen stelle ich keine Unterschiede fest. Alle scheinen es *schampar* eilig zu haben.

Vielleicht steige ich demnächst von meinem geliebten Velo aufs Tram um, damit ich auf der Hardbrücke beim Umsteigen möglichst viele Velofahrer anrempeln kann. Viel nützen würde das wohl kaum, doch mein Fremdschämen wäre damit überwunden. *Alex Baur*

Erfolgsmodell Steiner-Schule

Warum schicken so viele Eltern ihre Kinder in eine Schule, die so altmodisch anmutet wie die Rudolf-Steiner-Schule? Wo es Frontalunterricht gibt? Weil die Schule vieles richtig macht, was die Volksschule falsch macht. Von Daniela Niederberger

Wo gibt es denn das noch? Jeden Morgen stehen die Schülerinnen und Schüler der Steiner-Schulen auf und sagen gemeinsam den Morgenspruch: «Der Sonne liebes Licht, es hellet mir den Tag, der Seele Geistesmacht, sie gibt den Gliedern Kraft [...]». In der vierten Klasse lernen sie alles über germanische Götter; meine ältere Tochter, die in der 8. Klasse ist, muss sich mit den vier Temperamenten befassen, dem Sanguiniker und dem Phlegmatiker, was nicht gerade als neuster Stand der Forschung gilt. Und doch: Die Schülerzahlen steigen, in Zürich gab es eine Warteliste von 150 Personen. 6600 Kinder und Jugendliche besuchen eine der dreissig Steiner-Schulen in der Schweiz.

Rudolf Steiner gründete 1919 die erste Waldorfschule in Stuttgart. Die Frage drängt sich auf: Weshalb sollte man seine Kinder in eine Schule schicken, deren Lehrplan vor hundert Jahren geschrieben wurde? Und weshalb tun das so viele Akademiker?

Caroline Weckerle und Franz Huber arbeiten als Biologen an der Universität Zürich, sie als Dozentin. Sie haben vier Kinder an der Steiner-Schule Winterthur, selber besuchten sie öffentliche Schulen. Ihr ältester Sohn konnte sehr früh lesen, die Kindergärtnerin regte an, ihn auf Hochbegabung abzuklären. «Doch es geht ja nicht nur um den Intellekt. Wir wollten ihn nicht einseitig fördern», sagt Caroline Weckerle. «Die naturwissenschaftliche Seite ist von unserer Seite her gut abgedeckt», ergänzt Franz Huber. Unterforderung war immer wieder ein Thema, doch an der Steiner-Schule gab es auch für ihn viel Neues: Französisch und Englisch werden von der ersten Klasse an gelehrt, dazu kamen Musik und Eurythmie.

Über Bilder und Geschichten lernen

Was den Eltern wichtig war: Das Kind und seine Entfaltung stehen im Mittelpunkt. Die Kinder sollen Selbstvertrauen entwickeln und ihre Neugier behalten, zu freien Menschen werden. «In der öffentlichen Schule mit ihrem extremen Fokus auf Leistung kann man viel kaputt machen», sagt Weckerle. «Ich bin im Lehrsystem drin und sehe das an meinen Studenten. Das ständige Richtig-oder-falsch kann lähmend wirken.» Das Intellektuell-Analytische kommt an der Steiner-Schule relativ spät, wenn die Jugendlichen reif sind dafür. Vorher wird über Bilder und Geschichten gelehrt. Die Kopfarbeit steht gleichberechtigt neben dem Künstlerischen und dem Handfesten.



Erstaunlich modern: Steiner-Schülerin.

Jana Bidaut ist Lehrerin an der Steiner-Schule und Mutter von vier Kindern. Ihr ältester Sohn hat mittlerweile die Matura gemacht. Er hatte «einen starken naturwissenschaftlichen Impuls, das wurde unterstützt», sagt sie. So konnte er in der 11. und 12. Klasse zwei Tage die Woche an die Schüleruniversität in Konstanz gehen. In der Primarschule war die Mutter froh, dass dem Intellekt «nicht immer noch

Für viele ist das Achtklass-Theater – ein Ganzjahresprojekt – das Highlight der Schullaufbahn.

mehr Futter gegeben wurde». Sie erinnert sich: Als ihr Sohn wieder einmal mit den Matheaufgaben «ratzfatz» durch war, schickte ihn der Lehrer nach draussen, Blumen zu pflanzen. «Da war er weniger schnell.» Auch die Töchter des Kinderarztes Remo Largo besuchten die Steiner-Schule. Er wollte das zwar anfangs nicht, doch die Mutter setzte sich durch. «Nachträglich war ich sehr froh», sagt er in der Festschrift zum vierzigjährigen Bestehen der Steiner-Schule Winterthur. «Es ist eine Pädagogik, die sich an den Bedürfnissen

der Kinder orientiert.» Hardrocker Chris von Rohr schwärmt vom «grossherzigen Feeling» an der Schule seiner Tochter, Profi-Beachvolleyballerin Joana Heidrich glaubt, dass sie mit ihrer Körpergrösse von 1 Meter 90 ohne Eurythmie nie diese gute Koordination hätte. Zudem habe sie als Legasthenikerin davon profitiert, dass man sich mit dem Stoff sehr vertieft auseinandersetze.

Zeugnisse in Prosa

Unsere beiden Töchter gehen auch an die Steiner-Schule. Was uns immer wieder auffällt: Wie wohlwollend die Lehrer sie betrachten, statt bloss auf die Fehler zu zeigen. Wie dies meinem Patenjungen geschah, der den öffentlichen Kindergarten besuchte. Die Kindergärtnerin sagte zur Mutter: «Milan* macht es so weit gut, aber ausmalen kann er noch gar nicht schön, er kommt immer über die Linie hinaus.» Der Bub war vier. Das Zeugnis: zwei Kolonnen, eine für plus, eine für minus, wo allerlei «Kompetenzen» bewertet werden.

Die Zeugnisse unserer Töchter sind seitenlang und in Prosa: «Freudig kam A. an jedem Morgen in die Schule [...] Es fiel ihr nicht leicht zu warten, manches Rechenergebnis platzte schneller aus ihr heraus, als sie das wollte.» (2. Klasse) – «B. kam oft als letzte und mit ein wenig Verspätung in den Eurythmieraum. Das war aber nicht weiter bedeutsam, denn sie richtete ihre gesamte Aufmerksamkeit sofort auf das Unterrichtsgeschehen.» An der Volksschule hätte es unter «Betragen» wohl einfach geheissen: «Redet drein» und «Kommt oft zu spät».

Es gelingt den Lehrerinnen und Lehrern vielleicht auch besser, eine echte Beziehung zu den Kindern aufzubauen, weil sie zu 100 Prozent arbeiten und von der 1. bis zur 6. Klasse bleiben. Es gibt keine zerstückelten Pensen wie an der Volksschule, wo Frau Meier zwei Tage da ist und Frau Müller zwei und am Freitag eine Aushilfe. Es stehen viele Männer und erfahrene Frauen vor den Klassen – die werden geachtet und nicht selten geliebt.

Studien kommen zum Schluss, dass nicht moderne Unterrichtsmethoden oder das Tablet für alle den Lernerfolg ausmachen, sondern die Person des Lehrers. Was dem Ehepaar Weckerle-Huber auch gefällt: Man sei eingebunden in die Schule, die «ein so zentraler Teil der Kindheit ist». Sie sehen das Putzen, die Mithilfe am Osterstand oder Weihnachtsbasar nicht als notwendiges Übel. Ausserdem üben

Steiner-Schüler das Auftreten vor Publikum. «Das habe ich überhaupt nicht gelernt», sagt Franz Huber. Vom Kindergarten an gibt es regelmässig Aufführungen, erst im Klassenverband, später in Kleingruppen, dann allein auf der Bühne. Für viele ist das Achtklass-Theater – ein Ganzjahresprojekt – das Highlight der Schullaufbahn. Hier spielt man Shakespeare oder Schiller.



Rudolf Steiner.

Dennoch sind unsere Töchter kritisch. Sie seien aus dem Quartier gerissen worden, sagen sie. Freundinnen und Nachbarskinder gingen in die öffentliche Schule. Sie seien beim Stoff oft hintendrin. Nach der 6. Klasse wechselte eine Freundin von der Steiner-Schule ans Gymi. Sie habe etliches nachbüffeln müssen, von dem sie noch nie gehört habe, klagte sie. Das Gymnasium schilderte sie in den blühendsten Farben, es fielen Begriffe wie Latein, Akkusativ, Genitiv. Meine jüngere Tochter, damals in der 6. Klasse, fragte mich: Was ist ein Akkusativ? Sie regte sich fürchterlich auf über ihre langsame Schule mit Jahreszeitentischen und Filzpüppchen. Ich selbst wundere mich oft über die vielen Rechtschreibfehler, die unsere Töchter, ob schon geübte Leserinnen, immer noch machen.

Könnte man nicht individualisieren, statt alle von der gleichen Wandtafel abschreiben zu lassen? Jana Bidaut, die Lehrerin, sagt: «Das kannst du fast nicht machen, sonst wird die Spanne zu gross.» An Steiner-Schulen bleibt niemand sitzen, es werden alle mitgenommen, auch die Langsamen, auf der Oberstufe gibt es keine Sek A oder B. «Wem es fixer geht, von dem erwarte ich anspruchsvollere, schöner formulierte Texte, während ich bei anderen mit fünf Sätzen zufrieden bin.» Grundsätzlich denkt sie, dass Steiner-Schulen auch für intelligente, wissbegierige Schüler der richtige Ort sind. Ihr Sohn habe sich im Epochen- und Atelierunterricht jeweils «so richtig austoben können».

Die Steiner-Schule ist auch ein Sammelbecken für Schüler, die mit dem Notendruck in der Volksschule nicht klarkommen. 36 Prozent aller Steiner-Schüler haben von der Volksschule herübergewechselt. Das sagt vieles über deren Zustand aus. Es sind nicht die einfachsten Schüler, die kommen, das ist anspruchsvoll für die Lehrer. «Für diese Leistung müsste man Unterstützung bekommen vom Staat», findet Caroline Weckerle. «Wenn die öffentlichen Schulen das finanzieren müssten mit Heilpädagogien, käme es teuer.»

Fortschrittlicher Umgang mit Medien

Nur ein Fünftel aller Eltern haben selber die Steiner-Schule besucht. Stehe ich vor dem Anschlagbrett und lese von Vorträgen über Ätherleib, Auren und Hellsichtigkeit, frage ich mich, in welche Sekte ich denn da geraten bin. Wie

geht es dem Naturwissenschaftler Huber dabei? «Im Schulalltag habe ich nie etwas Dogmatisches wahrgenommen», sagt er. «Nehmen wir die Quantenmechanik. Wenn du nicht Physiker bist, scheint dir das auch esoterisch.»

Meine jüngere Tochter wird immer wieder ungläubig gefragt: «Was, du häsch käs Handy?» Sie müsse dann sagen: «Weisch, ich gehe halt in die Steiner-Schule.» An unserer Schule

erhalten die meisten das Handy mit vierzehn. Es gibt regelmässig Medien-Elternabende, an denen die Eltern vereinbaren, wie sie es mit Filmen, Youtube, Handy halten sollen. «Einen bewussten Umgang mit den Medien fördern, das ist extrem fortschrittlich», so Franz Huber. Jana Bidauts Sohn erhielt sein Smartphone sogar erst nach der 9. Klasse, an der Atelierschule, der

Steiner-Mittelschule. «Er sagt, er könne mit dem Ding kompetenter umgehen als Kollegen, die es früher hatten.» Generell ist er der Meinung, dass Steiner-Schülerinnen und -Schüler kritischer denken können. In Diskussionen mit Gymi-Schülern der staatlichen Schule vermisse er das eigenständige Denken und habe das Gefühl, sie gäben bloss wieder, was sie vorgekauft bekommen hätten.

Wenn man genau hinschaut, ist die Steiner-Schule erstaunlich modern: Sie setzt auf starke Lehrer, was die Volksschule gerade neu entdeckt. Mit Gartenbau und Landwirtschaftspraktikum ermöglicht sie Nähe zur Natur – lange bevor es *urban gardeners* gab. Sprachen werden früh gelernt. Der lange verpönte Frontalunterricht wird teilweise rehabilitiert; Buben sollen davon besonders profitieren.

*Name geändert

myCSS ist Ihr Kundenportal für überall.

Mit unserem Kundenportal myCSS haben Sie stets den Überblick über Ihre Versicherungsdokumente. Und mit der myCSS-App wird Ihr Versicherungsordner gerade mal so gross wie Ihr Smartphone.



Bruno Schmid, Marktgebietsleiter Mitte

Wir finden, dass das Leben heute kompliziert genug ist. Da braucht es einfache, intuitive und schnelle Lösungen, die Barrieren entfernen und Ordnung schaffen. Wie myCSS, das CSS Kundenportal. css.ch/mycsst

Papierkram adieu

myCSS hat viele Vorteile. Einer liegt aber ganz bestimmt darin, dass Sie sich den Gang zum nächsten Briefkasten sparen können, denn mit myCSS reichen Sie Ihre Arztrechnungen ganz einfach online ein. In einem

übersichtlichen Zeitstrahl stellt Ihnen die Plattform danach Ihre Behandlungsgeschichte dar. Hier haben Sie auch jederzeit Zugriff auf Ihre laufenden Policen. Und wenn Sie Fragen zur Leistungsdeckung haben, gewinnen Sie dank dem Leistungs-Check schnell Klarheit – alles an einem Ort.

Auch als myCSS-App nutzbar

Natürlich erhalten Sie alle Funktionen von myCSS auch via die smarte myCSS-App. Dank minimalistischem Design und intuitiver Steuerung fühlen Sie sich schnell zuhause in der App. Neben den Funktionen der Onlineversion können Sie mit dem integrierten Messenger sogar mit CSS-Mitarbeitenden chatten und Fragen klären. Und wenn Sie

myStep nutzen, liefert Ihnen die myCSS-App stets einen Überblick über Ihre geleisteten Schritte.

Wir beraten Sie ganz persönlich

Interessiert Sie unser Gesundheitsangebot? Dann informieren Sie sich gerne auf css.ch. Noch lieber aber beraten wir Sie ganz persönlich bei uns in einer von 100 Agenturen schweizweit.

Migration als Waffe

Die Drohung von Präsident Erdogan, Westeuropa mit syrischen Flüchtlingen zu überschwemmen, zeitigt Wirkung. Die Kritik an seinem Feldzug flaute schnell ab. Das Spiel mit dem Schlagbaum ist äusserst effizient, wie ein Blick in die Geschichte zeigt. *Von Alex Baur*

Erdogans Drohung war unverhohlen. «Hey EU, wach auf», verkündete der türkische Präsident am 10. Oktober in Ankara, «wenn ihr unsere Operation als Invasion darzustellen versucht, ist unsere Aufgabe einfach: Wir werden die Türen öffnen, und 3,6 Millionen Menschen werden zu euch kommen.» Diese Worte waren sehr wirksam. In Westeuropa verebten die Proteste gegen den türkischen Einmarsch in Syrien augenblicklich zu einem fast unverständlichen Grummeln.

Recep Tayyip Erdogan weiss, wovon er spricht. Nachdem 2015 über eine Million Flüchtlinge und illegale Immigranten über die Balkanroute in Richtung Norden gestürmt waren, liess sich die Türkei die Schliessung ihrer Aussengrenzen von der EU teuer vergüten. Insgesamt sechs Milliarden Euro, verteilt über drei Jahre, versprochen die Europäer der Türkei, wenn sie den Exodus stoppte. Man könnte auch sagen: Die EU bezahlte den ungeliebten Herrscher am Bosphorus dafür, dass er ihr die Drecksarbeit abnahm, die sie selber nicht verrichten wollte.

Nun mag es durchaus sinnvoll sein, wenn 3,6 Millionen vertriebene Syrer ihre Heimkehr in der ihnen einigermaßen vertrauten Nachbarschaft abwarten und Europa die Türkei dabei finanziell unterstützt. Gerade die syrische Flüchtlingskrise zeigt aber auch: Die Steuerung der Migration ist eine mächtige Waffe, und sie wird auch hemmungslos eingesetzt.

Arsenal der Despoten

Die amerikanische Politologin und Harvard-Absolventin Kelly Greenhill hat in ihrem Standardwerk «Massenmigration als Waffe» insgesamt 64 Fälle untersucht, in denen seit der Unterzeichnung der Uno-Flüchtlingskonvention (1951) die Migration von Regierungen als «demografische Waffe» gegen ein anderes Land eingesetzt wurde. Und sie kam dabei zum Schluss: In rund der Hälfte der Fälle funktionierte die «menschliche Bombe» ganz im Sinne der Erpresser, bei einem weiteren Viertel konnten diese zumindest einen Teilerfolg erzielen. Zum Vergleich: Der Einsatz von konventionellen Waffen führt nur in rund jedem dritten Fall zum erhofften Resultat.

Die provozierte Massenmigration gehört ins Arsenal der Despoten. In 81 Prozent der untersuchten Fälle wurde sie von einem De-facto-Regime gegen eine Demokratie eingesetzt. Der Grund liegt auf der Hand: Anders als der Rechtsstaat kann sich eine Diktatur über Kon-



Brachte die USA dreimal zum Einknicken: Fidel Castro.



30 Millionen? Deng Xiaoping.



Solidaritätswelle: Milosevic.



Heuchelei-Faktor: Erdogan.

ventionen hinwegsetzen. Ein Ansturm von Flüchtlingen löst in Demokratien regelmässig heftige Kontroversen aus, welche das Land politisch lähmen können und bisweilen sogar zum Sturz von Regierungen führen.

Ein Meister im Einsatz der Migrationswaffe war Fidel Castro. Drei Mal setzte der kubanische Despot diese gegen die US-amerikanische Regierung ein, stets mit Erfolg. Im September 1965 forderte Castro erstmals in die USA geflüchtete Kubaner auf, Landsleute per Schiff im Hafen von Camarioca abzuholen. Kuba galt bis dahin als abgeschottet. Doch den Amerikanern verging die Freude über die vermeint-

liche Öffnung schnell, als sich eine Armada mit Tausenden von Booten auf den Weg machte. Um ein Chaos zu verhindern, beschränkte der damalige Präsident Lyndon B. Johnson das Asylrecht von Kubanern massiv – und erfüllte damit Castros Forderung.

Nach ähnlichem Muster trat Castro 1980 die «Mariel-Bootskrise» los. Auch der damalige Präsident Jimmy Carter knickte nach dem Massenansturm aus Kuba ein, die Krise dürfte zu seiner Abwahl beigetragen haben. Carters Nachfolger Ronald Reagan, beileibe kein Kommunisten-Freund, war gezwungen, sich mit dem verhassten Regime an den Verhand-

lungstisch zu setzen. Der Deal mit dem Klassenfeind hinderte Castro nicht daran, im Frühling 1994 mit der sogenannten Balsero-Krise die dritte Flüchtlingswelle in Richtung Norden zu schicken. Auch die Clinton-Administration liess sich schon nach wenigen Wochen zu Konzessionen bewegen.

Die drei kubanischen «Migrations-Bomben» waren unterschiedlich. Doch in allen drei Fällen steckte Kuba in einer tiefen Wirtschaftskrise. Mit der Massenflucht öffnete Castro ein Ventil. Zugute kamen dem Regime aber auch die Milliardenbeträge, welche die Ausgewanderten ihren notleidenden Angehörigen in der Heimat überwiesen. Während der Mariel-Krise leerte das Regime seine Knäste und Irrenhäuser und schickte Tausende von Kriminellen und Geisteskranken in die USA. Castro hatte andererseits ein immenses Interesse daran, die Migration zu kontrollieren, weil ihm die klügsten Köpfe davonliefen. Es war also auch in seinem Sinne, dass die USA die Grenzen für kubanische Flüchtlinge dichtmachten. Doch der Bösewicht war nun auf der anderen Seite des Meeres.

Auch die DDR hat es getan

Die Kubakrisen zeigen eine Konstante auf, die Greenhill als «Heuchelei-Kosten» bezeichnet. Demokratische Länder rühmen sich ihrer humanitären Grundsätze. Bei einem Massenansturm werden daraus aber schnell leere Versprechen, vor allem wenn Wahlen anstehen. Diese Doppelmoral zeichnet auch die Flüchtlingspolitik in Europa aus. Geht man davon aus, dass die Emigranten, die unter Lebensgefahr das Mittelmeer überqueren, an Leib und Leben bedroht sind und keinen anderen Ausweg haben, müsste man sie mit Fähren in Afrika abholen oder über eine Luftbrücke einfliegen. Das tut man nicht. Trotzdem dürfen die meisten bleiben, welche die illegale Überfahrt zufällig geschafft haben. Und damit es nicht zu viele werden, überweist man Ländern wie Libyen oder eben der Türkei Milliardenbeträge dafür, dass sie die angeblich Verfolgten an der Durchreise hindern.

Schon die DDR bewirtschaftete den Heuchelei-Faktor in Westeuropa recht erfolgreich. In den frühen 1980er Jahren liess das kommunistische Regime Zehntausende von asiatischen Immigranten – unter ihnen auch viele Tamilen, die damals in die Schweiz strömten – via Ostberlin in den Westen reisen. Mit Hohn vermerkten damals die Ostblockmedien, dass Freiheit und Toleranz im Westen offenbar doch sehr begrenzt seien. Die marode DDR liess sich die nun plötzlich von der BRD geforderte Schliessung der Grenze mit mehreren hundert Millionen Westmark vergolden.

Ein Thema für sich wären die Flüchtlinge, die im Streit um Israel seit der Gründung des jüdischen Staates permanent als Waffe eingesetzt werden. Zumal die Palästinenser –

ganz im Gegensatz zu den geschätzten 500 000 Juden, die im letzten Jahrhundert aus den arabischen Ländern vertrieben wurden – den Flüchtlingsstatus erben, was eine unlösbare Konstellation geschaffen hat. Die politischen Akteure, welche die chronische Krise geschickt bewirtschaften, haben kein Interesse an einer Lösung.

Gemäss Greenhill gibt es für die «erpresserische Zwangsmigration» grundsätzliche drei Motive. Erstens geht es ums Geld. Eine angeblich privilegierte Bevölkerungsgruppe wird enteignet, als Bonus winken Überweisungen von Vertriebenen aus dem Ausland an ihre zurückgebliebenen Angehörigen. Ein zweites Ziel kann darin bestehen, sich einer bestimmten ethnischen, religiösen oder politischen

Perfid: Wer die Vertriebenen aufnimmt, macht sich zum Komplizen der Vertreiber.

Gruppe zu entledigen. Und drittens kann die Massenauswanderung eben auch genutzt werden, um das Zielland der Migration in Schwierigkeiten zu bringen. In der Regel steckt hinter der Zwangsmigration auch eine Kombination von all diesen Faktoren. Das Perfide am System: Wer die Vertriebenen aufnimmt, macht sich nolens volens zum Komplizen der Vertreiber.

Bisweilen genügt ein Wink mit dem Zaunpfahl. Als US-Präsident Jimmy Carter während eines historischen Treffens 1979 den chinesischen Vizepremier Deng Xiaoping auf die fehlende Reisefreiheit im Reich der Mitte ansprach, soll ihm dieser lächelnd erwidert haben: «Schön, wie viele Chinesen wollen Sie denn haben, Mr. President. Eine Million? Zehn Millionen? Dreissig Millionen?» Carter soll ihn darauf nie mehr auf die Menschenrechte angesprochen haben.

Doch die Migrationswaffe funktioniert nicht immer. Am 26. Mai 2004 verlangte der weissrussische Despot Alexander Lukaschenko von der EU Millionenzahlungen zur Sicherung der Grenze, um eine Migrationswelle zu verhindern. Die EU reagierte mit der Aufstockung der Mittel für den eigenen Grenzschutz um eine halbe Milliarde Euro. Weissrussland ging leer aus.

Keinen Erfolg hatte 1998 auch die Drohung des serbischen Präsidenten Slobodan Milosevic, im Kosovo eine Flüchtlingswelle auszulösen, wenn die Nato ihre Bombeneinsätze über Ex-Jugoslawien nicht stoppte. Tatsächlich trieb der Einmarsch der Serben im Kosovo innert kürzester Zeit 800 000 Menschen in die Flucht. Doch die humanitäre Katastrophe bewirkte das Gegenteil von dem, was sich Milosevic erhofft hatte. Die schrecklichen Bilder, die an den Zweiten Weltkrieg erinnerten, lösten in Europa eine gewaltige Solidaritäts-

welle mit den Kosovo-Albanern aus. Innerhalb weniger Tage stieg die Zustimmung zu den Nato-Bombardierungen auf Serbien Anfang 1999 gemäss Meinungsumfragen in Italien von 27 auf 62 Prozent, in Deutschland auf 68 Prozent und in Griechenland gar auf 76 Prozent.

Unterstützung für Nordkorea

Es gibt aber auch menschengemachte Katastrophen, die jede Drohung überflüssig machten. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion verlor das Regime in Nordkorea Anfang der 1990er Jahre seinen wichtigsten Verbündeten. Es kam zu Hungersnöten im Reich der Kim-Dynastie, die, je nach Quelle, mutmasslich Millionen von Menschenleben kosteten. Mehrere hunderttausend Nordkoreaner setzten sich über den Tumen-Fluss in die chinesische Präfektur Yanbian ab. China leistete daraufhin grosszügig Hilfe an Nordkorea, um eine Massenflucht zu verhindern.

Sogar Südkorea beteiligte sich – aus denselben Überlegungen – an der Hilfe für das zutiefst verhasste Regime in Pjöngjang. «Die Ängste vor einer gewaltigen Abwanderungsbewegung aus Nordkorea verschafften dem relativ schwachen Land eine beachtliche Verhandlungsstärke gegenüber seinen bedeutend mächtigeren internationalen Gegenspielern», resümiert Kelly Greenhill. Aufgrund der Kosten der Wiedervereinigung von Deutschland rechnete der einflussreiche, halbstaatliche Think-Tank «Korea Development Institute» aus, dass eine schnelle Einverleibung von Nordkorea finanziell kaum zu bewältigen wäre und auch für den Süden in eine Katastrophe münden könnte.

Kelly M. Greenhill: Massenmigration als Waffe. Kopp. 432 S., 9,90 Euro

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

Sozialismus in Amerika

In den USA drängen die Wähler der Demokraten nach links. Besonders bei der Jugend ist Sozialismus Trumpf. Siebzig Prozent der Millennials möchten bei den nächsten Präsidentschaftswahlen für einen Sozialisten stimmen. Wie hat es Marx geschafft, in das Herz des Kapitalismus einzudringen? *Von Buck Sexton*

Bei der Präsidentschaftswahl im nächsten Jahr wird Sozialismus auf dem Stimmzettel stehen. Die Demokraten werden das natürlich bestreiten. Sie werden behaupten, dass die Programme ihrer Kandidaten – unter anderem allgemeine Krankenversicherung («Medicare for All»), Reichensteuer, Schuldenerlass für hochverschuldete Studenten und kostenloses Hochschulstudium – lediglich notwendige Massnahmen seien, um die wachsende Einkommensungleichheit zu korrigieren.

Türöffner «Obamacare»

Aber jeder unvoreingenommene Beobachter wird feststellen müssen, dass die Demokratische Partei sich weit nach links bewegt hat und inzwischen Positionen vertritt, die sie noch vor zehn Jahren als sozialistisch verworfen hätte. Gemäss einer am vergangenen Montag veröffentlichten You-Gov-Umfrage wollen 70 Prozent der Millennials bei den nächsten Präsidentschaftswahlen für einen sozialistischen Kandidaten stimmen. Das Tempo dieses Wandels ist schwindelerregend – und verrät einiges über den Weg, den Amerika einschlagen wird, sollte ein Vertreter der Demokraten demnächst wieder ins Weisse Haus einziehen.

Bis zuletzt konnten die Amerikaner sicher sein, dass es eine derart rasche Entwicklung in Richtung Sozialismus nicht geben werde. In den beiden Amtszeiten von Präsident Barack Obama taten die Demokraten alle Warnungen vor einem schleichenden Sozialismus als Demagogie ab. Linke Kommentatoren behaupteten gar, dass die Sorge vor sozialistischen Tendenzen in Amerika nur Ausdruck rassistischer Vorurteile gegenüber dem Präsidenten sei.

Vieles hat sich seitdem geändert. «Obamacare» wurde verabschiedet und von den Linken bald als nicht hinreichend sozialistisch eingeschätzt. Schon 2010 warnten Konservative in ganz Amerika, dass «Obamacare» bloss ein erster Schritt sei hin zu einem System, in dem die Gesundheitsversorgung aus dem freien Markt genommen und vom Staat kontrolliert werde. Die Geschichte hat gezeigt, dass diese Prognosen zutreffend waren.

Heute, vor der Präsidentschaftswahl 2020, wollen die prominentesten Kandidaten der Demokraten durchwegs Umfang und Reichweite der staatlichen Krankenversicherung ausbauen – es geht nur um die Frage, in welchem Mass. Die radikalsten Reformvorschläge, wie sie etwa von Bernie Sanders und Elizabeth Warren unterstützt werden, liefen darauf hin-

aus, dass praktisch alle Leistungen in diesem Bereich vom Staat übernommen würden. Grundlegende ökonomische Funktionen wie Kosten und Preise würden der Zuständigkeit des Marktes entzogen und der Aufsicht staatlicher Bürokraten unterstellt. Das würde mit astronomischen Kosten einhergehen. Es wird geschätzt, dass «Medicare for All» über einen Zeitraum von zehn Jahren mehr als dreissig Billionen Dollar verschlingen dürfte. Ein solches Programm wäre die grösste einzelne Ausgabensteigerung in einem US-Budget seit Ende des Zweiten Weltkriegs. Und die Demokraten plädieren dafür in einer Zeit, in der die Staatsverschuldung auf 23 Billionen Dollar zusteuert.

Tatsächlich träumt die amerikanische Linke seit mehr als hundert Jahren von einer staatlichen Krankenversicherung. Die derzeit vorgeschlagene «Medicare for All» wäre ein Riesenschritt hin zu einer komplett sozialistischen

Krankenversicherung, wo der Staat nicht nur für die Kosten der Patienten aufkommt, sondern auch als Arbeitgeber für Ärzte, Krankenschwestern und andere Pflegekräfte fungieren würde. Die ökonomische Realität eines Gesundheitssystems, das für mehr als 320 Millionen Amerikaner zuständig wäre, würde zwangsläufig zu Versorgungsengpässen und Rationierung führen. Und sobald das eingetreten ist, wird die Linke auf die Installation eines Systems drängen, das grosse Ähnlichkeit mit dem britischen National Health Service hätte.

Wird dies zu einer besseren Krankenversorgung führen? Zu niedrigeren Kosten? Billigeren Medikamenten? Und letztlich zu mehr Wohlstand für alle Amerikaner? Die Geschichte aller staatlichen Programme in Amerika zeigt uns, dass die Antwort aller Wahrscheinlichkeit nach negativ ausfallen wird. Aber den Linken geht es im Grunde nicht um ein besseres Sys-



Die Hälfte der Jungen will diesen Irrweg noch einmal ausprobieren.

tem, sondern um ein gerechteres. Sie streben eine sozialistische Revolution im Gesundheitswesen an, weil auf diese Weise ein Sechstel der amerikanischen Volkswirtschaft unter staatliche Kontrolle gestellt und die für ein solches System notwendigen Steuern dem Staat ein extrem wirkungsvolles Instrument zur Vermögensumverteilung an die Hand geben würden.

Wunschzettel der Demokraten

Krankenversicherung ist aber nicht der einzige Bereich, in dem die Demokraten ihre sozialistischen Ziele verhohlen verfolgen. Der «Green New Deal» (GND) ist in vielerlei Hinsicht ein noch ambitionierterer Plan, in Amerika einen aggressiven Sozialismus einzuführen. Linke Umweltaktivisten behaupten, dass uns noch ein Jahrzehnt bleibt, um den CO₂-Ausstoss radikal zu reduzieren. Das würde eine massive Umverteilung von Ressourcen bedeuten, im öffentlichen wie im privaten Sektor, und es dem Staat ermöglichen, den Alltag der Amerikaner in fast allen Aspekten zu regulieren. Der Green New Deal ist dafür die wegweisende Blaupause.

Es geht hier keineswegs nur um ein Randthema. Trotz einer zunächst holprigen Präsentation von Alexandria Ocasio-Cortez, der neuen linksradikalen Kongressabgeordneten, die auf klimaschädliche «Kuhfürze» hinwies und den

Umbau sämtlicher Strukturen in Amerika forderte, sind die Grundgedanken des GND auf ein breites Echo gestossen. Demokratische Präsidentschaftsbewerber, darunter die Senatoren Cory Booker, Kamala Harris, Elizabeth Warren und Amy Klobuchar, stimmen dem Projekt zu, auch Joe Biden, der Darling des Establishments, ist grundsätzlich einverstanden.

Aber selbst Demokraten räumen ein, dass der Green New Deal in den Details vage ist. Es ist eher ein Wunschzettel als eine Handlungsanleitung für den Kampf gegen den Klimawandel. Aber auch beim Green New Deal völlig ausser Frage: Er wäre sehr, sehr teuer. Wie viel die Demokraten im Kampf gegen den Klimawandel ausgeben, den nur etwa 40 Prozent der Amerikaner für eine echte Krise halten? Billionen. Senator Bernie Sanders glaubt, dass etwa sechzehn Billionen Dollar nötig sind, um die Klimakrise in den Griff zu bekommen.

Lassen wir für einen Moment die Debatte beiseite, ob der Klimawandel tatsächlich eine Krise ist, die Billionen Dollar erfordert, damit der Untergang der Menschheit verhindert wird. Fest steht jedenfalls, dass ein staatliches Mobilisierungsprogramm namens Green New Deal den Einfluss des Staates in jedem Bereich der Wirtschaft verstärken würde. Unternehmen und sogar Privathaushalte müssten sich endlose Vorschriften gefallen lassen. Konsumgüter, von Glühbirnen bis WCs, wären von staatlichen Regelungen betroffen. Eine derart umfassende Kontrolle ist eine Form von zentralistischer Planung, die den Kern des sozialistischen Projekts in Amerika ausmacht.

Der Green New Deal ist auch ein Vorwand für mehr Vermögensumverteilung im In- und Ausland. In den letzten Jahren haben die Demokraten ihre Klimapolitik ausdrücklich mit «ökonomischer und ethnischer Gerechtigkeit» verknüpft. Diese Rhetorik verrät, dass ein immer grösserer Teil der Klimaprotestbewegung mit Wissenschaft nichts am Hut hat.

Schon jetzt benutzt die Linke ihren Plan zur Verhinderung einer Erderwärmung (die, falls nicht aufgehalten, angeblich zur Auslöschung der Menschheit führt) auch für andere Aspekte ihrer Agenda. Das «Klimagerechtigkeitsgesetz» von Senatorin Kamala Harris ist ein solches Beispiel. Sie möchte ein eigenes «Amt für Klima- und Umweltgerechtigkeit» schaffen, das dafür sorgen würde, dass sich der Staat prioritär um die Auswirkungen des Klimawandels auf ärmere Bevölkerungsschichten kümmern müsste. Tatsächlich wäre es nur eine weitere staatliche Behörde mit dem Zweck, Geld von den Besserverdienenden an Geringverdienende umzuverteilen. Überall lauert der Sozialismus, selbst wenn es um das Wohl und Wehe des Planeten geht.

Warum diese Hinwendung zum Sozialismus in Amerika? Die Präsidentschaftswahl 2020 spielt im Kampf zwischen freier Marktwirtschaft und zentralistischer Planung gewiss eine wichtige Rolle, aber es gibt auch



Inside Washington

Missgunst

Die US-Medien reden Trumps Schlag gegen al-Baghdadi schlecht – aus Prinzip.

Sie können einfach nicht anders. Am Samstagabend verkündete Präsident Trump die erfolgreiche Eliminierung des weltweit meistgesuchten Mannes, IS-Chef Abu Bakr al-Baghdadi. Am nächsten Tag hielt der triumphierende Oberbefehlshaber eine Pressekonferenz ab, in der er über die kühne nächtliche Operation der «Delta»-Sondereinheit in Nordsyrien berichtete, einer Region, aus der er kurz zuvor US-Truppen abgezogen hatte. Die Reaktion der US-Medien kam prompt und höhnisch. CNN veröffentlichte «Die 41 schockierendsten Zeilen aus Donald Trumps Baghdadi-Ankündigung» und beschimpfte Trump, «Baghdadi in seinen letzten Momenten als ein ängstliches Weichei zu denunzieren». Die *Washington Post* brachte eine bizarre Schlagzeile, die al-Baghdadi als «strengen Religionswissenschaftler» bezeichnete. Die *New York Times* versicherte den Lesern, dass die erfolgreiche Vernichtung des Mannes «trotz der Interventionen von Präsident Trump erfolgte, nicht wegen ihm».

Die Familie eines der Opfer von al-Baghdadi ist anderer Meinung. Im Jahr 2013 wurde die junge Helferin Kayla Mueller (nach der die militärische Operation benannt war) vom IS in Aleppo entführt. Nach achtzehn Monaten Folter und Vergewaltigung durch al-Baghdadi wurde Kayla hingerichtet.

Ihre Mutter, Marsha Mueller, erklärte der *Arizona Republic*: «Ich sage immer noch, dass Kayla hier sein sollte. Wenn Obama so entschlossen gehandelt hätte wie Präsident Trump, wäre sie es vielleicht.» Irak-Kriegsveteran Rob Smith erzählte «Inside Washington»: «Stellen Sie alle Berichte der amerikanischen Mainstream-Medien in Frage, die entweder das Positive ignorieren oder sagen, dass es trotz Trump möglich war. So was von Mist.» Smith fügt hinzu: «Das ist einer der vielen Gründe, warum die meisten Leute dieser Berichterstattung nicht mehr trauen.» *Amy Holmes*



Wahlkampf

Rückenwind fürs Original

Alexandria Ocasio-Cortez, der Darling des US-amerikanischen Sozialismus, bekennt Farbe. Und stellt sich mit voller Kraft hinter Kandidat Bernie Sanders. *Von Amy Holmes*



Feuer und Flamme: Sanders, Ocasio-Cortez.

Senator Bernie Sanders hätte sich keinen besseren Tag und keinen symbolträchtigeren Ort für seinen Wiedereinstieg in den Präsidentschaftswahlkampf 2020 wünschen können. Elf Grad, strahlend blauer Himmel – ein New Yorker Herbsttag wie aus dem Bilderbuch. 25 000 ausgelassene, meist jugendliche Sanders-Anhänger sind im Queensbridge Park zwischen dem East River und dem grössten Sozialwohnungskomplex der Stadt zusammengekommen. Nach einer Parade von Rednern, die die Menge in Stimmung bringen sollen, erscheint zu den kraftvollen Gitarrenriffs von AC/DCs «Back in Black» Bernie Sanders auf der Bühne.

Mehr als Trump-Bashing

Zohran Mamdani, ein bärtiger 28-jähriger Bernie-Fan, schenkt mir spontan ein breites Grinsen. Die Rockhymne wurde aufgenommen, als viele der Anwesenden nicht einmal geboren waren. Aber die Millennials sind für den Klassiker durchaus zu haben. Ein wenig spöttisch weise ich meinen sozialistischen Nachbarn darauf hin, dass AC/DC stinkreich sind. Wir lachen.

Dann stelle ich ihm die Frage der Stunde: Ist Bernie Sanders, exakt fünfzig Jahre älter als er, nicht zu alt für den Präsidentenposten? Nach kurzem Nachdenken sagt er: «Er vertritt klare Positionen. Das finde ich gut.» Zohrans Vater stammt aus Indien, seine Mutter aus Uganda. Er wuchs in einer muslimischen Familie auf und erhielt im vergangenen Jahr die amerikanische Staatsbürgerschaft. «Aussenpolitisch», sagt er, «ist Sanders allen anderen haushoch überlegen.» Und was den Herzinfarkt des 78-jährigen angeht, winkt Zohran ab: «Es hat meinen Glauben an ihn und seine Siegeschancen nicht erschüttert.»

Der 66-jährige Gustavo Segredo, der sich neben mir auf die Bank fallen lässt, nickt. Der gebürtige Kubaner, der als Wahlkampfhelder schuftet, sieht in Sanders den wahren sozialistischen Helden. Obwohl sich ihre Programme ähneln, findet er Sanders besser als Senatorin Elizabeth Warren, weil es «nur ein Original» gibt. «Die Kraft seiner Überzeugungen zeigt sich darin, dass seine Rivalen Sanders' Argumente aufgreifen», ergänzt eine weisshaarige ehemalige Mieteranwältin, die uns aufmerksam zuhört.

Meine Bemerkung, dass sich kaum einer der Anwesenden in Trump-Bashing ergeht, findet Zohran nicht überraschend. Es gehe um mehr, als nur dafür zu sorgen, dass Trump besiegt werde. «Wer Trump verhindern will, muss die politische Realität in Amerika umkrempeln.»

Niemand drückt diese Mission flammender aus als Alexandria Ocasio-Cortez, die alle kurz AOC nennen. «Sie werden sehen, wenn AOC die Bühne betritt, werden die Leute ihr begeistert zujubeln!» Seit Monaten bemüht sich das Bewerberfeld der Demokraten um die Gunst des Shootingstars aus der Bronx. Ihr Einfluss und ihre grosse Anhängerschaft in den sozialen Medien, vor allem bei den Millennials, haben AOC zu einer der gefragtesten Figuren in der Partei gemacht. Sanders braucht sie vermutlich mehr als sie ihn.

AOC ruft der Menge zu, dass sie die politischen Verhältnisse erst vor vier Jahren in Frage zu stellen begann, «als ich von einem Mann namens Bernie Sanders hörte». Nun hebt sie den Finger anklagend in Richtung der Wolkenkratzer von Manhattan jenseits des East River. «Wir müssen das System ändern, für das Gebäude wie diese dort wichtiger sind als diese hier» – sie zeigt auf den nahegelegenen Sozialwohnungskomplex. «Bernie hat für diese Ziele gekämpft, als das mit den höchsten politischen Kosten verbunden war. Er hat die politische Landschaft in Amerika von Grund auf verändert!»

Jeder der 25 000 Anwesenden, von AOC mehr aufgepeitscht als von AC/DC, scheint wild entschlossen, das Feuer der Veränderung auflodern zu lassen und mit Bernie 2020 das Weisse Haus zu stürmen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

demografische Trends, die für Veränderungen in der amerikanischen Wählerschaft sorgen.

Empfängliche Jugend

Die grösste Wählergruppe der Millennials und die jüngere Generation Z sind klar empfänglicher für eine sozialistische Politik, als es ihre Eltern und Grosseltern in ihrem Alter gewesen sind. Laut manchen Umfragen wollen etwa 50 Prozent der Millennials und der Generation Z am liebsten in einem sozialistischen Land leben. Es fragt sich natürlich, woher die Begeisterung junger Amerikaner für den Sozialismus rührt. Man mag es für widersinnig halten, dass die Generation, die auf dem Smartphone oder Laptop fast unendlich viele Informationen über das Scheitern zentralistischer Planung abrufen kann, diesen Irrweg noch einmal ausprobieren will. Eine Erklärung wäre die absolute Dominanz linker Narrative in den amerikanischen Medien und Universitäten. Beide Welten sind politische Monopole der Linken geworden, in denen es von Apologeten des Sozialismus nur so wimmelt.

Überdies sind viele Millennials und Angehörige der Generation Z überzeugt, dass sie auf lange Sicht schlechte Karten haben. Die Babyboomer haben ihnen unfassbare 23 Billionen Dollar an Schulden hinterlassen. Sobald die Zinsrate wieder ein normales Niveau erreicht hat, wird ein grosser Teil der Steuereinnahmen für die Tilgung von Schulden draufgehen, die Jahrzehnte zuvor gemacht wurden. Die jungen Amerikaner werden dann von der Regierung die Streichung von Schulden und mehr staatliche Leistungen fordern. Auf diese Weise wird sich der Ausgabenkreislauf nur verschärfen.

Die Wahl von 2016 war insofern wegweisend, als die Demokratische Partei mit Bernie Sanders einen ernstzunehmenden Kandidaten hatte, der offen als Sozialist auftrat. Er hat die Wahl zwar nicht gewonnen, aber er ist gegenwärtig einer der Spitzenkandidaten in einem dichtgedrängten Feld von Bewerbern, die Donald Trump im nächsten Jahr schlagen wollen. Bei genauerer Betrachtung der Positionen all dieser Bewerber zeigt sich aber, dass die Partei ideologisch weit nach links gerückt ist. Ideen, die einst von beiden Parteien als sozialistisch abgelehnt wurden, gehören inzwischen zum Kern der politischen Opposition gegen Präsident Trump und die Republikanische Partei.

Die Hinwendung zu einem Sozialismus in Amerika ist noch nicht vollendet, aber zweifellos im Gang. Viele Amerikaner werden die nächsten Präsidentschafts- und Kongresswahlen als Volksabstimmung über die Person Donald Trump betrachten, doch auf der politischen Ebene wird es vor allem darum gehen, ob das mächtigste Land der Welt ein sozialistischer Staat wird oder nicht. Es steht viel auf dem Spiel – für alle Beteiligten.

Aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork

Lennons Albtraum

Was taugt die Vision von einer Welt ohne Grenzen und der universellen Liebe? Von Urs Gehriger

*I hope someday you'll join us
And the world will live as one*
(John Lennon, «Imagine», 1971)

Wisst ihr noch, der Typ mit der runden Nickelbrille? Der Barde des Friedens? Der Apostel grenzenloser Liebe? Er ist zurück im Geschäft. Seit dem Advent der Grünen ist er wieder mitten unter uns, mit seiner visionären Botschaft: «Imagine there's no countries» und «All you need is love».

Sein Comeback hatte sich über Monate abgezeichnet.

Im Sommer verließ Donald Tusk, der Präsident des Europäischen Rates, seiner Hoffnung Ausdruck, dass die Briten ihre Meinung ändern und in der EU verbleiben könnten. «Einige meiner britischen Freunde haben mich gefragt, ob der Brexit rückgängig gemacht werden könne», so der Brüsseler Primus. «Ich habe ihnen gesagt, dass die EU auf Träumen aufbaut, die einst unmöglich zu verwirklichen schienen. Also, wer weiss? You may say I'm a dreamer. But I'm not the only one.»

Und neulich war es Josep Borrell Fontelles, der EU-Aussenminister, der den Traum von einer Welt «ohne Länder» vertwitterte: «Ich mag keine Grenzen. Grenzen sind wie Narben auf der Erdoberfläche.»

Im kollektiven *singsong*

Nun sitzen wir also in einem kollektiven «Bed-in». In einem flauschigen Daunebett gleicher Liebe und grenzenlosen Weltfriedens – wie John Lennon und Yoko Ono vor fünfzig Jahren im «Hilton»-Hotel in Amsterdam, nur viel grösser. Während damals im fernen Vietnam ein schrecklicher Krieg tobte, der im Westen Proteststürme auslöste, sind es heute Schuldgefühle, die die Menschen umtreiben – wegen der Emissionen unseres Lebensstils, der Kapriolen des Klimas, der Flüchtlingsströme aus aller Welt und Erbsünden der Kolonialzeit. Da reiche es nicht aus, ein paar Brunnen zu bauen und sich dann die «Schuld» von der Seele zu frottieren. Die selbsternannten Führer der Öko-Proteste haben die Bettdecke an sich gerissen und zwingen einem das kollektive *singsong* des «Bed-in»-Chief John Lennon auf.

*Imagine there's no countries
It isn't hard to do
Nothing to kill or die for
And no religion, too
Imagine all the people
Living life in peace*

Doch «hatte Lennon recht mit seiner Vorstellung der Liebe?», fragt Giles Fraser, Journalist und Priester in der Südlondoner Church of St Mary's, in einem geistreichen Essay (veröffentlicht auf der Website *UnHerd*, die sich dem «mutigen Denken wider die Herdenmentalität» verschrieben hat). Fraser stellte erstens fest, dass Atheist Lennon mit seinen Frie-



«Menschlich unmöglich»: Lennon, Ono, 1969.

dens-und-Liebes-Träumen die Urbotschaft des Christentums ventilierte. Zweitens stellte er die Frage, ob der «Bed»-Beatle die Liebe nicht gründlich missverstanden habe.

«Er hat», sagt Ze'ev Maghen. Der israelische Philosoph, der als Teenager, die Hymne des Ex-Beatle summend, in zärtlichen Träumen dahinschmolz, wetzt das rhetorische Messer, um sein Idol zu meucheln.

«Imagine!», fordert Maghen die Leser auf, «ein Mann führt seine Geliebte zum Traualtar und sagt: «Mein Liebling, ich liebe dich. Ich liebe dich so sehr ... wie ich diese andere Frau liebe, diejenige, die da drüben die Strasse entlanggeht ... Ich liebe dich so sehr wie alle Mädchen, die nie meine Freundinnen waren. Ich liebe

dich so sehr, wie ich jeden anderen auf diesem Planeten liebe, und was das betrifft, so liebe ich dich so sehr, wie ich auch die Tiere, das Unkraut, das Plankton und – o Gott! Was ist das für ein schrecklicher Schmerz in meiner Leiste? Hey, wo gehst du hin, mein Liiieebling?»»

Universelle Liebe törnt niemanden an. Sie setzt keine Schmetterlinge frei im Bauch und spornt zu keinen Heldentaten an. «Universelle Liebe ist überhaupt keine Liebe», räsontiert Maghen, «weil Liebe Präferenz bedeutet.» Wir lieben die eigenen Kinder mehr als die des Nachbarn. Unseren Darling mehr als alle anderen auf der Welt.

Aber handeln wir so nicht dem Kerngebot der Bibel zuwider, das lehrt: «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst»? Im globalen Bed-in hausieren die Lennons unserer Zeit mit diesem Bibelzitat, damit unsere an Individualismus und Eifersucht erkrankte Welt genesen.

Der jüdische Gelehrte Nathan Lopes Gardozo erhebt Einspruch. Er schlägt die Tora auf und zitiert eine bekannte Anekdote: Zwei Menschen sind in der Wüste unterwegs. Einer hat eine Trinkflasche, aber sie enthält nur so viel Wasser, dass bloss einer der beiden die Zivilisation lebend erreichen kann. Was tun? Nach dem Prinzip der universellen Liebe müssten sie das Wasser gerecht teilen, auch wenn keiner von ihnen überleben würde.

In der Tora wird diese Option verworfen. «Dein Leben hat Vorrang», wird dem Wasserträger versichert. Natürlich sollte er versuchen, das Leben seines Mitmenschen zu retten, aber erst, nachdem er sein eigenes Überleben gesichert hat. Denn man könne einen Menschen niemals so sehr lieben, wie man sich selbst liebt. Das sei «menschlich unmöglich».

Gibt es sie also gar nicht, die universelle Nächstenliebe? Einige haben es fast geschafft, Lennons Vision zu verwirklichen. Stalin, Mao und Pol Pot wussten: Die einzige Möglichkeit, dass sich Menschen nicht entzweien

– wie sie es tun, wenn sie ihrer natürlichen Liebe folgen –, wird durch erzwungene Einheit geschaffen. Indem man «gewaltsam dafür sorgt, dass sich alle gleich kleiden, gleich essen, schlafen, reden, singen, tanzen, arbeiten, spielen und denken». Und wer ausschert, so erinnert Ze'ev Maghen, «wird sofort getötet».

Dergestalt sieht Lennons «Imagine», zu Ende gedacht, aus. Ein Albtraum.

Ze'ev Maghen: «Imagine – On Love and Lennon». azure.org.il
Nathan Lopes Gardozo: «The Danger of Universal Love». cardozoacademy.org



Jahre der Doppelmoral: Ex-Darling Justin Trudeau.

Kanadas Blender

Justin Trudeau kann sich im Amt halten, trotz schwacher Leistung und peinlichen Fehlern. Die Konservativen, die mit einer Rückkehr an die Macht rechnen konnten, sind konsterniert. Wie konnte der Premier die Wähler derart an der Nase herumführen? *Von Anthony Furey*

Vor den jüngsten Parlamentswahlen in Kanada sah es kurzzeitig so aus, als würde Premierminister Justin Trudeau auf eine krachende Niederlage zusteuern. Er, der Darling aller Fortschrittlichen der westlichen Welt, der leidenschaftliche Kämpfer für Feminismus, Diversität und Klimaschutz, genoss die Aufmerksamkeit der linken Medien. Doch mitten im Wahlkampf, an einem Mittwochabend im September, flog er als Falschspieler auf, als grandioser Heuchler.

Die Nachricht kam nicht von den kanadischen Medien, die Trudeau bekanntlich sehr wohlwollend behandeln. Es war vielmehr das amerikanische *Time*-Magazin, das die Bombe platzen liess: «Justin Trudeau ist während seiner Zeit als Lehrer an einer Privatschule bei einer Kostümparty («Arabische Nächte») mit dunkel geschminktem Gesicht aufgetreten.»

Die Fotos schockierten die Nation, und Trudeaus Liberale Partei musste sogleich Schadensbegrenzung betreiben. *Blackfacing* gilt in Kanada als schwerwiegender Fall von Rassismus. Und viele der bekannten Spindoktoren der Partei hüllten sich in Schweigen. Wie verteidigt man öffentlich Fotos von Trudeau, der, damals 29 Jahre alt, mit schwarzgeschminktem Gesicht fröhlich in die Kamera schaut?

Seit seiner Wahl zum Premierminister im Jahr 2015 hat Trudeau wiederholt andere Personen wegen geringerer Vergehen öffentlich als Rassisten kritisiert. Manchmal hatte es sogar den

Anschein, als beschimpfte er das ganze Land als einen Haufen von Rassisten, denen nur verziehen werden könne, wenn sie an seinem fortschrittlichen Altar niederknieten.

Andere Medien berichteten nur Stunden später, dass sich Trudeau als junger Mann nicht nur einmal, sondern bei drei dokumentierten Gelegenheiten das Gesicht schwarz angemalt hatte. Der Premierminister selbst räumte ein, dass er es so oft getan habe, dass er sich an die genaue Zahl dieser Vorfälle nicht mehr erinnern könne.

Das hätte das Ende seines Wahlkampfes bedeuten müssen. Trudeau tritt schamerfüllt zurück, und seine Partei, die Liberalen, nominieren einen anderen Politiker als Parteichef, andernfalls brächten die Wähler ihre Missbilligung zum Ausdruck, indem sie ihm am 21. Oktober, dem Wahltag, die rote Karte zeigen würden.

Indische Tänze

Doch etwas Merkwürdiges passierte. Trudeau trat nicht zurück, und die Wähler schickten ihn nicht in die Wüste. Die Leute scharten sich sogar um ihn. Selbst Barack Obama versicherte Trudeau in den sozialen Medien seiner Unterstützung und appellierte an die Kanadier, dem angeschlagenen Mann eine zweite Chance zu geben. Und so wurde er wiedergewählt und amtiert weiterhin als Regierungschef.

Allerdings ist es nicht nur der *Blackfacing*-Skandal, der Trudeau als linken Heuchler ent-

larvte. Diese Geschichte hätte nur das Fass zum Überlaufen bringen müssen. Nein, es sind Jahre der Doppelmoral und der Unfähigkeit.

Trudeau tritt gern als Schulmeister auf – vor der Uno, bei Konferenzen in Hamburg und überall dort, wo die Leute seine Ansichten über Feminismus hören wollen. Aber damit war schon bald Schluss, als herauskam, dass er im Jahr 2000 eine Reporterin in der Öffentlichkeit gegen ihren Willen begrapscht hatte. Noch schlimmer wurde es, als er prominente Ministerinnen entliess (mit deren Ernennung er geprahlt hatte), weil sie nicht parieren wollten.

Er versprach den Wählern, er werde ein Globalist sein und das Ansehen Kanadas im Ausland stärken, machte sich dann aber lächerlich, als er bei einem Staatsbesuch in Indien verschiedene traditionelle Gewänder anzog, die nicht einmal von Indern getragen werden, und darin herumtanzte, als wollte er sich über ihre Kultur lustig machen. Und als China Anfang des Jahres Druck auf Kanada ausübte (zwei Kanadier wurden willkürlich verhaftet, Schweinefleischimporte wurden verboten und Kanadier als weisse Rassisten attackiert), war er nicht bereit, der autoritären Supermacht entgegenzutreten.

Bei den Unterhauswahlen erhielten Trudeau und seine Liberalen nun die Quittung: Sie errangen deutlich weniger Stimmen und Mandate, sie verloren die absolute Mehrheit, aber für eine Abwahl Trudeaus hat es nicht gereicht.

Die Konservativen, die sich gute Chancen ausgerechnet hatten, nach vier Jahren in der Opposition wieder die Regierung zu übernehmen, stehen irritiert da. Wie konnte Trudeau einen solchen Triumph erringen?

Er lockte die Wähler mit Versprechungen und erging sich in Angriffen auf die Konservativen. Er redete den Wählern ein, diese wollten die Abtreibung erschweren und die Homosexuellenrechte einschränken, auch wenn niemand solche Pläne hatte. Aber dies funktionierte bloss bis zu einem bestimmten Grad. Am Wahlabend konnte Trudeau vor allem bei der urbanen Bevölkerung punkten, der einzigen Machtbasis, die ihm geblieben ist, doch diese ist so gross, dass er eine Niederlage abwenden konnte.

2015 hatte er einen klaren Wahlsieg errungen. Vier Jahre zuvor waren die Liberalen zum ersten Mal in der Geschichte auf dem dritten Platz gelandet. Sie, die sich immer als «natürliche Regierungspartei» verstanden hatten, waren vom konservativen Premierminister Stephen Harper deutlich geschlagen worden.

Trudeau, der 2008 mit einem Abgeordnetenmandat die politische Bühne betrat, blieb im Parlament ziemlich blass. Er hielt keine grossen Reden, er sass nicht in wichtigen Ausschüssen und schien mehr Zeit in seinem Boxstudio zu verbringen, als sich mit politischen Themen zu beschäftigen. Das passte perfekt zu dem Mann, der sich mehr um sein Outfit kümmerte als um die parlamentarische Arbeit und der es nach allgemeinem Dafürhalten nur dank seines Namens in die Politik geschafft hatte: als Sohn des polarisierenden, aber ikonischen Premierministers Pierre Elliott Trudeau, der das Land von 1968 bis 1984 fast ununterbrochen regierte.

2013, als es darum ging, wer die Liberalen führen sollte, stand die Partei geschwächt da, aber Trudeau gelang es, sich dank seines Namens und seines guten Aussehens an die Spitze der Partei zu setzen und seinen Aufstieg nach ganz oben zu beginnen. Bis zu den Wahlen 2015 hielt er sich im Hintergrund, und als der Wahlkampf begann, wurde weithin angenommen, dass man ihn bei Debatten und anderen öffentlichen Auftritten einfach auslachen werde.

Doch seine Gegner unterschätzten ihn. Nach fast zehn Jahren konservativer Regierung unter Stephen Harper war das Land reif für den Wandel. Trudeau führte seinen Wahlkampf mit der Parole «Sunny Ways» und sprach von Feminismus und Diversität. Er gewann mit deutlicher Mehrheit. Doch nach dem Ergebnis der jüngsten Wahlen ist für ihn nur eine Minderheitsregierung möglich, so dass er, um an der Macht zu bleiben, die Unterstützung anderer Parteien suchen muss (höchstwahrscheinlich der linken Neuen Demokratischen Partei, NDP). Das war nicht die einzige Quittung, die ihm erteilt wurde. Er büsste auch die Mehrheit der Wählerstimmen ein. Die Konservativen unter Andrew Scheer bekamen 200 000 Stimmen mehr als die Liberalen. Allerdings führte das kanadische

Mehrheitswahlrecht (der Premierminister wird nicht direkt gewählt) zu dem Ergebnis, dass Trudeau über die meisten Mandate verfügt.

Land am Scheideweg

Ein Problem für ihn ist, dass er kein einziges Mandat in der westkanadischen Provinz Alberta errang. Dies ist die Heimat der kanadischen Erdölindustrie, der die Klimaprophetin Greta Thunberg kürzlich einen Besuch abstattete. Aktivisten würden die Öl- und Gasindustrie am liebsten stilllegen, doch diese ist eine der ökonomischen Stützen der Nation. Sie schafft eine halbe Million direkte und indirekte Arbeitsplätze, und Milliarden fliessen in Form von Gewinnanteilen und Steuergeldern an den Staat.

Ein verantwortungsvoller Premier, sollte man meinen, würde diesen Sektor fördern. Trudeau indes denkt offen über eine sukzessive Einstellung der Erdölproduktion nach und erklärt immer wieder seine Entschlossenheit, mit Steuern und Vorschriften massiv gegen den Klimawandel vorzugehen. Und so hat er die Nation in Anhänger und Gegner von Alberta gespalten. Dort erwägt man inzwischen, sich von Kanada loszulösen, und hat, zusammen mit zwei weiteren Provinzen, juristische Schritte gegen Trudeaus CO₂-Steuer eingeleitet, die in den nächsten Jahren vermutlich noch erhöht werden dürfte.

Unterdessen erlebt Kanada einen Vorgesmack auf die Einwanderungsprobleme, mit denen Europa und die Vereinigten Staaten bereits zu kämpfen haben. 2017 gelangten die ersten Asylbewerber illegal über die Grenze (über den US-Bundesstaat New York), nachdem sie mit einem internationalen Flug in den USA eingetroffen waren. Etwa 20 000 Personen kommen jährlich auf diese Weise ins Land, und die meisten gelten als Pseudoflüchtlinge, erhalten aber grosszügige staatliche Leistungen, bis nach Jahren über ihren Antrag entschieden wird.

Kanadier gelten weithin als einwanderungsfreundlich, aber inzwischen spricht sich in Umfragen zum ersten Mal eine Mehrheit für eine restriktive Einwanderungspolitik aus – nicht zuletzt wegen Trudeaus fahrlässiger Haltung: Statt illegale Grenzübertritte zu unterbinden, wirft er jedem, der das Thema anschneidet, Rassismus und Intoleranz vor.

All diese Probleme dürften seiner Minderheitsregierung noch um die Ohren fliegen. Das traditionell tolerante Kanada steht am Scheideweg: Das Land ist regional und bei wichtigen politischen Fragen gespalten, und der einst so fortschrittliche Justin Trudeau hat sich als Hochstapler erwiesen. Seine Macht bröckelt.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Anthony Furey ist Redaktor der *Sun* in Kanada sowie Autor eines Buches über die nationale Sicherheit («Pulse Attack: The Real Story Behind The Secret Weapon That Can Destroy North America»). Er ist regelmässiger Gast bei Fox News, BBC News und in anderen Sendungen.

Italien

Basta!

In Umbrien feiert Salvini einen Kanter Sieg. Der faustische Pakt seiner Gegner zerbricht.

Für die neue italienische Regierung waren die Regionalwahlen in Umbrien am vergangenen Sonntag der erste Test. Das Ergebnis: Die Koalition aus linkem Partito Democratico und linkspopulistischer Fünf-Sterne-Bewegung, angeführt von Giuseppe Conte, dem sechsten ungewählten Ministerpräsidenten seit Silvio Berlusconi Rücktritt im Jahr 2011, wurde abgestraft. Der Kandidat der rechten Lega des ehemaligen Innenministers Matteo Salvini, die in einem Bündnis mit Berlusconi Forza Italia und den Fratelli d'Italia angetreten war, errang mit 57,7 Prozent der Wählerstimmen einen haushohen Sieg.



Parteichef Salvini.

Zum ersten Mal hat die Rechte in Umbrien gewonnen, einer Region, die, wie der Rest von Zentralitalien, auf der Regionalebene stets von Kommunisten und späteren Postkommunisten regiert wurde. Auf die Fünf Sterne entfielen gerade einmal 7,4 Prozent, ihr neuer Partner, der Partito Democratico – Erbe der Kommunistischen Partei Italiens und über Jahrzehnte die dominierende regionale Partei –, kam auf 22 Prozent.

Immer mehr Italiener sind, wie die Menschen in anderen Ländern, wütend auf ihre Regierung, die es versäumt, ihre Arbeitsplätze, ihre Kultur und ihre Lebensart vor der Globalisierung von Menschen und Waren zu schützen. Deshalb geben sie Leuten wie Salvini ihre Stimme. Er trat im Sommer zurück in der Hoffnung, auf diese Weise vorgezogene Neuwahlen zu erzwingen, aus denen er als Sieger hervorgegangen wäre (mit Umfragewerten von 34 Prozent ist die Lega fast doppelt so stark wie ihre nächsten Rivalen), aber die Fünf Sterne schlossen mit dem Partito Democratico, ihrem Erzfeind, einen faustischen Pakt.

Die Koalitionsregierung hat die italienischen Häfen wieder für Migrantenschiffe geöffnet und damit eine weithin populäre Massnahme von Salvini rückgängig gemacht. Die Botschaft Umbriens an die neue Regierung ist klar: Basta!

Nicholas Farrell

«Es braucht eine Massenumschulung»

Severn Cullis-Suzuki war 1992, was Greta heute ist: Aushängeschild einer weltweiten Bewegung. Wie die Schwedin erlangte sie mit einer Rede vor den Vereinten Nationen globale Berühmtheit. Im Gespräch mit der *Weltwoche* erinnert sich die 39-jährige Kanadierin zurück. *Von Roman Zeller*

Es komme immer wieder eine Welle, sagt Severn Cullis-Suzuki und meint die Klimawelle. «Alle fünf Jahre», schätzt sie, wiederhole sich dieser Zyklus, der die Anzahl Nachfragen zu ihrer Person unlangst explodieren liess. Die 39-jährige Kanadierin ist Biologin, Moderatorin und Autorin; selbst nennt sie sich eine «Veteranenaktivistin», weshalb sie gerade «really busy» sei, «viel mehr» als sonst. Ein Skype-Gespräch kommt erst nach Monaten zustande. Cullis-Suzuki hofft aber, dass sich wenigstens dieses Mal etwas verändere. Sie rollt die Augen. «Vor dreissig Jahren war es exakt gleich, alle waren besorgt.»

Im Juni 1992 – Cullis-Suzuki war damals zwölf Jahre alt – hielt sie am Klimagipfel in Rio vor den Vereinten Nationen eine bewegende Rede. «The girl who silenced the world for five minutes», hiess es. Zu Deutsch: das Mädchen, das die Welt für fünf Minuten zum Schweigen brachte. Ihr Auftritt glich demjenigen von Greta Thunberg, der sechzehnjährigen Schwedin, die erstmals im Dezember 2018 am Uno-Klimagipfel in Kattowitz sprach. Beide beschworen die Angst, fürchteten sich vor der Zukunft, weinten deshalb in der Nacht; beide beschuldigten Politiker, die «global leaders», ihren Worten keine Taten folgen zu lassen.

Frau Cullis-Suzuki, Sie haben 1992 am Gipfel der Uno gesprochen. Wie haben Sie sich dabei gefühlt? Als Zwölfjährige?

(Lacht) Ich war gut vorbereitet, ich hatte lange geübt. Ich wusste genau, was ich tat und warum ich da war.

Warum? Was war Ihre Motivation?

Ich bin sehr privilegiert aufgewachsen. Ich verbrachte viel Zeit in der Natur. Ich konnte reisen und war mit acht Jahren im Amazonasgebiet. Auf dem Weg dorthin sah ich in Brasilien gleichaltrige Strassenkinder. Unsere Leben waren radikal anders. Das öffnete mir die Augen, plötzlich sah ich die Umweltverschmutzung, überall war Plastik. Dagegen haben sich schon meine Eltern engagiert.

Haben Sie Ihre Eltern auf dem Weg zur Umweltaktivistin unterstützt?

Sicher. Kinder wurden von ihnen stets ins Gespräch einbezogen. Sie waren sehr politisch, hatten immer interessante Gäste am Esstisch und sprachen übers Weltgeschehen. Am Ende war es aber meine Mutter:



«Von Natur aus schuldig»: Cullis-Suzuki, Greta (l.).

Sie sagte, dass ich nicht deprimiert sein sollte, auf der Welt habe es immer Gut und Böse gegeben. Damit ich Teil des Guten sein könne, müsse ich aber etwas tun. Sie ermutigte mich, mit Freunden den Strand aufzuräumen, einfach irgendwo anzufangen.

Wurden Sie dazu gedrängt, vor der Uno aufzutreten?

Nein, die Rede kam von mir. Als ich meinem Vater sagte, dass ich nach Rio gehen wolle, sagte er: «Du bist verrückt. Das wird der reinste Zoo, 30 000 Menschen werden dort sein.»

«Meiner Generation ist es nicht gelungen, die Weltwirtschaft nachhaltiger zu gestalten.»

Er, als Umweltaktivist, ging gar nicht erst hin. **Sie selbst haben zwei Kinder. Werden sie in Ihre Fussstapfen treten?**

Sie werden ihren Beitrag sicher leisten. Nicht als Aktivisten oder Redner, beide sind sehr schüchtern, ich möchte, dass sie ihre eigenen Fähigkeiten und Interessen verfolgen.

Haben Sie Greta eigentlich bereits getroffen?

Nein, aber ich hoffe, ich werde sie bald treffen. Ich habe ihr einen Brief geschickt. Meine Botschaft war, dass ich stolz auf sie sei und dass sie nicht allein sei. Milliarden von Menschen sind mit ihr, auch Ältere. Mein Vater hat sie letzte Woche getroffen und mir gesagt, dass sie den Brief erhalten habe.

Bei Ihrer Rede waren Sie zwölf, Greta ist 16. Warum sind es zwei Kinder, Sie und Greta, die die weltweite Klimadebatte initiierten?

Das zeigt die wichtige Stimme der Jugend. Wir, Greta und ich, sind real und sprachen aus dem Herzen. Wer das sieht, denkt an seine eigenen Kinder, die er liebt. Wir fühlen uns dann alle verantwortlich, die Erde in einem besseren Zustand zu verlassen, als sie uns gegeben wurde – oder zumindest gleich gut.

Wie konnten Sie mit dem Druck umgehen? Als Zwölfjährige?

Es war nicht wie bei Greta. Damals gab es noch keine Social Media. Ich war begeistert, reiste, hielt Reden und gab Interviews. Es war meine Leidenschaft.

Hatten Sie nie das Gefühl, manipuliert zu werden?

Ich war immer mich selbst. Es gab Anfragen, für Produkte zu werben. Das wollte ich aber nicht. Ich denke, Kinder sind weniger leicht manipulierbar. Sie brauchen kein Geld, das verstehen sie nicht. Ich finde es lustig, dass Leute glauben, die Kinder würden manipuliert. Schauen Sie sich die Politiker an, sie werden manipuliert, sie kassieren das Geld.

In Ihrer Rede beschuldigten Sie Politiker, genau wie Greta. Was haben Sie mit den Anschuldigungen erreicht?

Hauptsächlich ging es mir um die Verantwortlichkeit. Menschen sollten in sich gehen und schauen, ob ihre Taten auch wirklich ihre Worte widerspiegeln. Ich wollte, dass wir über menschliche Werte nachdenken. Ich glaube, wir lassen unsere Kinder im Stich. Auch ich. Meiner Generation ist es nicht gelungen, die Weltwirtschaft nachhaltiger zu gestalten. Wir sind von Natur aus schuldig, weil wir alle ein Teil dieses Systems sind, das unseren Kindern die Zukunft raubt.

So haben Sie das an unzähligen Konferenzen gesagt. Diese Veranstaltungen scheinen nichts zu bringen.

Deshalb ging ich auch nicht auf alle. Es gab eine Phase, da besuchte ich zu viele Konferenzen. Ich fragte mich: «Was machen wir hier?» Ich musste aufhören.

Was sagen Sie zu Justin Trudeau, Kanadas Premierminister? Er ist einer von vielen Politikern, die vor Greta in die Knie gehen. Urplötzlich. Ist das nicht heuchlerisch?

Ja, absolut. Das ist lächerlich. Im Moment ist Politik ein Beliebtheitswettbewerb. Zu

Greta sagen alle: «Yes, ma'am.» Unpopuläre Entscheidungen treffen will aber niemand.

Zu den Klimastreiks: Eine Statistik in der Schweiz besagt, dass die Jungen im Vergleich zu älteren Generationen am meisten mit dem Flugzeug verreisen ...

Wir alle brauchen eine vollständige soziale Transformation. Alle von uns.

Aber das ist doch ein Widerspruch. Müssen die Forderungsteller nicht erst vor ihrer eigenen Haustür kehren?

«Was sollen wir tun?», lautet doch die Frage. Heute dreht sich alles um den Konsum. Unsere Gesellschaft ist getrieben, ständig bessere und teurere Dinge zu konsumieren. Das müssen wir ändern. Alle! Wir sind alle süchtig nach dieser Gesellschaft, die die Zukunft zerstört.

Wie soll das gehen, wenn nicht einmal die Aktivisten ihr Fehlverhalten anpassen?

Alle, die für die Veränderung arbeiten, handeln nachhaltig! Wir brauchen aber auch Anwälte für staatliche Sanktionen und politische Veränderungen im grossen Stil. Unsere Rahmenbedingungen passen nicht mehr zur modernen Gesellschaft.

Geht es bei der Klimajugend auch um Gruppendruck?

Gruppendruck ist ein Teil der Teenagerjahre und des Menschseins.

Jugendliche folgen der Bewegung, weil sie müssen, fliegen aber trotzdem?

Glauben Sie, dass die, die jeden Sonntag in die Kirche gehen, die ganze Woche nie sündigen? Menschen sind inkonsistent und unvollkommen. Was aber, wenn Gruppenzwang der Erde hilft? Ist das schlimm? Rückblickend war es meist die Jugend, die Revolutionen initiierte.

Mit welcher Revolution würden Sie die «Fridays for Future»-Bewegung vergleichen?

Ich wünsche mir, dass sie wie die Bürgerrechtsbewegung ist. Oder wie die Revolutionen in den sechziger und siebziger Jahren oder jene gegen den Vietnamkrieg.

Die Klimajugend stützt sich auf die Wissenschaft, die vom menschengemachten Klimawandel spricht. Wie reagieren Sie auf Wissenschaftler, die dagegen Kritik äussern?

Erstens sind diese Wissenschaftler in der Minderheit. Es gibt Tausende von Wissenschaftlern, über 17000, die den menschengemachten Klimawandel bekämpfen. Etwa 500 zweifeln daran. Wissenschaftler sind nicht perfekt, es gibt immer eine Debatte. Was wir aber haben, ist ein breiter Konsens. Arnold Schwarzenegger sagte: «Wenn Ihnen neun von zehn Ärzten sagen, dass Sie Krebs haben, und nur einer ist dagegen – was würden Sie tun?»

Die Schweiz ist ein Vorzeigeland bei der Nachhaltigkeit, unsere CO₂-Emissionen sind sehr klein. Können Sie jemanden verstehen, der dem Alarmismus Gretas kritisch gegenübersteht?

Ja, total sogar. In Kanada ist es dasselbe. Wir fühlen uns wohl, wir sind ein glückliches Land. Wir erleben nicht die schlimmen Monsune, haben keine Taifune, keine Hurrikane. In Kanada haben wir einige Brände, wie wir sie noch nie zuvor hatten. Das ist alarmierend. Unser Reichtum dient als Puffer. Uns scheint alles sehr apokalyptisch. Reden Sie mit Leuten von den Philippinen, aus Japan oder Indien. Da ist es anders.

Wie lautete Ihr ideales Klimaszenario?

Wir müssen auf netto null CO₂-Emissionen kommen. Bis 2050. Wir müssen den Wald retten, der den Kohlenstoff speichert, und uns mit den grossen Verkehrsverlagerungen befassen. Es braucht eine Massenschulung, womit wirtschaftliche Chancen verbunden sind.

Sind Sie optimistisch?

Ich glaube an die Menschheit. Wir sind zu unglaublichen Dingen fähig und werden einen Ausweg finden. Wir sind einfühlsam und lieben zukünftige Generationen. Ich glaube, das ist es, was Greta von uns verlangt: dass wir unsere Liebe für den Planeten nutzen sollen. ○

Domain *

* Der Name Ihres Reichs im Web. Hostpoint registriert und schützt den Namen Ihrer Website. So, dass auch www.hanslimueller.ch einzigartig wird.

Einfach Internet.

 **HOSTPOINT**

Alles Nazis ausser Opa

So viel «Antifa» wie heute gab es in Deutschland noch nie. So viele «Faschisten» und «Nazis» auch nicht. Der deutsche Staat hat den «Kampf gegen rechts» an Bürgerinitiativen und NGOs ausgelagert. So wird das Dritte Reich tatsächlich zu einem «Vogelschiss» heruntergestuft. *Von Henryk M. Broder*

Als ich im Sommer 1990 nach Berlin kam, war die Mauer schon gefallen, die DDR aber noch nicht dem Geltungsbereich des Grundgesetzes, also der Bundesrepublik in den Grenzen von 1949, beigetreten. Dass dies passieren würde, war ausgemachte Sache; unter welchen Bedingungen und Umständen, darüber wurde noch verhandelt.

Der erste Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden, die Deutsche Demokratische Republik, war noch nicht Geschichte, aber schon ein Fall für die Abwickler. Und in Berlin, vor allem in Ostberlin, der Immer-noch-Hauptstadt der DDR, hatte die Anarchie Einzug gehalten. Man konnte mit einem westdeutschen Kennzeichen Einbahnstrassen gegen die vorgeschriebene Richtung befahren, ohne dass ein ostdeutscher Volkspolizist es gewagt hätte, einen anzuhalten. Für eine D-Mark gab es auf dem Schwarzmarkt fünf bis zehn Mark der DDR, und so konnte sich jeder Westberliner einen Besuch in einem der besseren Lokale in Ostberlin leisten, wie zum Beispiel im «Gastmahl des Meeres» am Alexanderplatz, wo zu DDR-Zeiten die Nomenklatura gerne einkehrte.

Jeder Ausflug in den Ostteil der Stadt oder in das Umland war ein kleines Abenteuer. Man lernte Land und Leute kennen, auch solche, die den Fall der Mauer nicht als einen Glücksfall der Geschichte, sondern als eine persönliche Kränkung empfanden. Unvergessen die Kellnerin in einem volkseigenen Restaurant, die auf die Frage eines Besuchers, ob er die volkseigene Toilette benutzen dürfe, antwortete: «Heben Sie sich das mal für zu Hause auf.»

Aber auch Westberlin, damals noch nicht Hauptstadt der BRD, hatte einiges zu bieten. Findige Kleinunternehmer, die Touren durch den Ostberliner Untergrund organisierten, mit Kaffee und Kuchen bei SED-Funktionären a. D., Bürgerrechtlern und Stasiopfern – nach Belieben.

Worüber ich am meisten staunte, waren Parolen, die auf vielen Häuserwänden zu lesen waren: «Nie wieder Deutschland!» und «Kein 4. Reich!» Mit dem Ende der DDR wachte die westdeutsche «Antifa»-Bewegung aus einem Dämmerenschlaf auf, den sie bis dahin nur einmal im Jahr unterbrach, um bei Ostermärschen gegen Kapitalismus, Kolonialismus, Imperialismus und Faschismus zu demonstrieren.

Nun war der Ernstfall da. Nicht nur die Wähler der Deutschen Kommunistischen Partei, die Mitglieder der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) und Anhänger anderer



Die «Antifa» entscheidet, wer Lesungen halten darf.

Gruppen, die am Tropf der DDR hingen, trauerten um die DDR, auch bürgerliche Intellektuelle wie Stefan Heym im Osten und Günter Grass im Westen sahen plötzlich das vierte Reich hinterm Horizont aufziehen. Heym, der nach dem Krieg als US-Offizier nach Deutsch-

Der deutsche Staat hat den «Kampf gegen rechts» an Bürgerinitiativen und NGOs ausgelagert.

land zurückgekehrt war, trat als parteiloser Kandidat auf der Liste der PDS, der Nachfolgepartei der SED, an und gewann ein Direktmandat für den Bundestag. Grass, ein Freund und Wahlhelfer von Willy Brandt, nannte die DDR eine «kommode Diktatur» und befand, die deutsche Teilung müsse als «Strafe für Auschwitz» bestehen bleiben. Das tat seinem Ruf als das «Gewissen der Nation» keinen Abbruch, erst als viele Jahre später bekannt wurde, dass er als junger Mann in die Waffen-SS eingetreten

war, bekam das Denkmal, das er zu Lebzeiten geworden war, einige Risse.

Ich lernte damals einen älteren Kollegen kennen, der in der Bonner Republik zum Stammpersonal des «Frühschoppens» unter Werner Höfer gehörte: Johannes Gross, Journalist und Meinungsmacher, Chefredaktor der Deutschen Welle, Schachspieler und Autor zahlreicher Bücher über Deutschland und die Deutschen, ein gebildeter, konservativer Liberaler mit viel Sinn für Absurdes. Eines Tages hörte ich ihn sagen: «Ist es nicht erstaunlich? Je länger das Dritte Reich tot ist, umso heftiger wird der Widerstand gegen Hitler und die Seinen.»

Das ist jetzt dreissig Jahre her. Was würde Johannes Gross, der 1999 starb, heute sagen?

Arbeitsteilung

So viel «Antifa» wie heute gab es noch nie. So viele «Faschisten» und «Nazis» auch nicht. Denn so gut wie jeder, der nicht mit den Ansichten der «Antifa» übereinstimmt – «kein Mensch ist illegal» –, der meint, dass ein Staat

in der Lage sein müsste, seine Grenzen zu schützen, der die Massenzuwanderung nicht für einen Segen hält und die Europabegeisterung der kulturellen Eliten nicht teilt, der wird automatisch zu einem «Nazi» und «Faschisten» erklärt. Der deutsche Staat seinerseits hat den «Kampf gegen rechts» an Bürgerinitiativen und NGOs ausgelagert, die sich «tagtäglich für ein vielfältiges, gewaltfreies und demokratisches Miteinander» einsetzen. Im Rahmen des Programms «Demokratie leben!» werden so über 100 Millionen Euro an Subunternehmer ausgeschüttet.

Man könnte auch von einer Arbeitsteilung sprechen. Während die staatlichen Agenturen «Radikalisierungsprävention» anbieten und das «Zusammenleben in der Einwanderungsgesellschaft» fördern, entscheidet die «Antifa», wer Lesungen und Vorlesungen halten darf.

Thilo Sarrazin steht ebenso auf der schwarzen Liste wie der Ökonom und Mitgründer der AfD, Bernd Lucke, der die AfD längst verlassen und sich von ihr distanziert hat. Nicht einmal ein so biederer und um Ausgleich bemühter Politiker wie Thomas de Maizière kann sich noch in die Öffentlichkeit wagen. Als er vor kurzem im Göttinger Rathaus sein neues Buch vorstellen wollte, haben linke Aktivisten die Lesung mit Gewalt verhindert. Der Veranstalter erklärte gegenüber der Lokalzeitung: «Die Polizei hält es für zu gefährlich, wir müssen uns der Gewalt beugen.» Das ist keine Szene aus einem dystopischen Roman, das ist Deutschland heute.

Der Geschäftsführer der hessischen Filmförderung, Hans Joachim Mendig, wurde gefeuert, nachdem er sich mit dem Vorsitzenden der AfD, Jörg Meuthen, zu einem Mittagessen getroffen hatte. Über 300 «Filmschaffende», darunter die bekannte Antifa-Aktivistin Iris Berben, hatten gedroht, ihre Zusammenarbeit mit der hessischen Filmförderung einzustellen, das heisst, kein Geld anzunehmen, falls Mendig nicht gefeuert werde.

Die Liste solcher Fälle und Vorfälle ist lang und wird täglich länger. Dabei geht es nicht um die alten und die jungen Nazis, die es tatsächlich gibt und die mit der Parole «Israel ist unser Unglück» auf die Strasse gehen, was die zuständige Staatsanwaltschaft für unbedenklich erklärt. Es geht um etwas anderes.

Wenn Leute wie Sarrazin und Lucke, Mendig und de Maizière, ja: auch Meuthen und Höcke, wenn die alle Nazis und Faschisten sind, was waren dann die Nazis, die von 1933 bis 1945 Deutschland regiert und halb Europa verwüstet haben? Das ist die Frage der Fragen, die im Hintergrund wabert. Und die Antwort lautet: eine ziemlich harmlose Truppe. So wird das Dritte Reich bagatellisiert, tatsächlich zu einem «Vogelschiss» runtergestuft. Opa und Oma werden rehabilitiert, der gesellschaftliche Zusammenhalt gestärkt.

Und so vollendet ausgerechnet die Antifa die Entnazifizierung. ○

Deutschland

Fürsorgliche Vordenker

Mit ihren «Handlungsempfehlungen» greift die überwiegend staatlich finanzierte Amadeu-Antonio-Stiftung in die öffentliche Debatte ein.

Woran erkennen Kindergartenmitarbeiter Sprösslinge rechter Eltern? «Das Mädchen trägt Kleider und Zöpfe, es wird zu Hause zu Haus- und Handarbeiten angeleitet, der Junge wird stark körperlich gefordert und gedrillt», heisst es in einem «Fallbeispiel». Die Kindergärtnerin sollte in diesem Fall die Eltern «zum persönlichen Gespräch» in die Kita bitten.

Und wie haben sich Politiker aller anderen Parteien gegenüber der AfD in Parlamenten zu verhalten? «Keine Bildung einer gemeinsamen Fraktion oder Zählgemeinschaft, keine gemeinsamen Anträge oder Abstimmungen. Kein Auftritt bei Veranstaltungen, wenn diese durch die AfD organisiert wurden.»

Was ist bei öffentlichen Diskussionen in Deutschland zu beachten? «Rechtsradikale» Personen dürfen nicht aufs Podium: «Eine gut begründete Absage ist häufig ein deutlicheres Statement als ein öffentliches Streitgespräch.»

Kritik gilt als «Hass und Hetze»

Derartige Massgaben stammen nicht etwa aus den Forderungen einer Partei, sondern aus Broschüren der überwiegend staatlich finanzierten Amadeu-Antonio-Stiftung in Berlin. Die Tipps für das Kindergartenpersonal stammen aus der «Handreichung» der Stiftung, die im Herbst 2018 erschien, die Aufforderungen zum Umgang mit der AfD und anderen «Rechtsradikalen» aus einem Heft mit «Handlungsempfehlungen», das die Organisation kurz vor den Landtagswahlen in Sachsen und Brandenburg herausgab.

Die Stiftung, die lenkend in die öffentliche Debatte eingreift, zählt mittlerweile zu den finanziell am besten ausgestatteten Organisatio-

nen in Deutschland. Im Jahr 2010 erhielt die 1998 gegründete Körperschaft noch bescheidene 178 000 Euro staatliche Förderung. Der staatliche Mittelzufluss 2017 betrug schon 967 000 Euro. Heute beschäftigt sie nach eigenen Angaben 30 hauptamtliche Mitarbeiter. Und sie erfreut sich ausserordentlicher Wertschätzung durch die Bundesregierung. Zur Broschüre für Kindergärten etwa schrieb Bundesfamilienministerin Franziska Giffey das Vorwort.

Als die Amadeu-Antonio-Stiftung vor 21 Jahren gegründet wurde, nahm kaum jemand von ihr Notiz. Ihr erklärtes Anliegen klang ebenso gut wie allgemein: «Förderung der Erziehung,

«Eine gut begründete Absage ist häufig ein deutlicheres Statement als ein öffentliches Streitgespräch.»

Volks- und Berufsbildung der Förderung der Jugendhilfe sowie der Förderung der internationalen Gesinnung, der Toleranz und des Völkerverständigungsgedankens». Bekannter war die Leiterin der Organisation, Anetta Kahane, zumindest ab 2002: Damals versuchte die 1954 in der DDR geborene und aufgewachsene Journalistin, Ausländerbeauftragte des Landes Berlin zu werden. Ihre Bewerbung musste sie zurückziehen, als öffentlich wurde, dass sie von 1974 bis 1982 für die DDR-Staatssicherheit als «Inoffizielle Mitarbeiterin» unter dem Decknamen «Viktoria» Mitstudenten und Kollegen bespitzelt hatte. Trotzdem blieb sie Vorstandsvorsitzende der Stiftung, deren Einfluss in der Regierungszeit von Angela Merkel stetig wuchs.

Dass die Organisation den Namen des 1990 von Rechtsextremisten im brandenburgischen Eberswalde ermordeten Amadeu Antonio Kiowa trägt, eines Migranten aus Mozambique, verleiht der Stiftung bis heute eine gewisse moralische Immunität. Gegen Kritik schützt sie sich durch ihre exzellente Vernetzung in Medien, Politik und Staat. Im Vorstand sitzen unter anderem die Zeit-Journalistin Andrea Böhm, die frühere Chefredaktorin des ARD-Senders Rundfunk Berlin-Brandenburg (RBB), Petra Lidschreiber, der leitende Mitarbeiter der den Grünen nahestehenden Heinrich-Böll-Stiftung, Sergey Lagodinsky, und der Chef des Inlandsgeheimdienstes des Landes Thüringen, Stephan Kramer.

Die meisten bundesdeutschen Medien verurteilen Kritik an der Amadeu-Antonio-Stiftung und an Kahane einhellig – als «Hass und Hetze». Alexander Wendt



Exzellente Vernetzung: Aktivistin Kahane.



Dafür gibt's Profis: Namensgeberin Robyn Rihanna Fenty.



Ikone der Woche

Maison Rihanna

Von Mark van Huissing

7⁶ Millionen Instagram-Follower; Disruption der Mode; Gleichberechtigung und Antidiskriminierung oder: Jede Hautfarbe/Körperform ist super.» Spätestens seit bekannt wurde, dass Robyn Rihanna Fenty, ein Popstar aus Barbados, und LVMH Moët Hennessy Louis Vuitton, eine französische Luxusgruppe, sich zusammenschließen, kann man solchen Informationsschnipseln nicht mehr ausweichen. Auch wenn man älter ist als neunzehn und sich weder für Rihannas Musik/Lifestyle noch für LVMHs Warenangebot interessiert.

Worum es geht: Rihanna bekommt von LVMH eine sogenannte *maison*, ein Modehaus. Das ist ein *big deal*. Weil a) noch nie ein Mensch nichtweisser Hautfarbe ein solches bekommen hat von den feinen Franzosen. Und b) auch bloss ganz wenige weisse Männer. Exakt einer – Christian Lacroix nämlich, 1987 war's. Normalerweise übernimmt LVMH Marken, die bereits mehr oder weniger Erfolg haben. Und macht sie gross oder grösser. Oder riesig, etwa Louis Vuitton, einst ein Kofferhersteller mit regionaler Ausstrahlung.

Und jetzt Fenty mit geplanten hochwertigen, also superteuren Kleidern und Accessoires (Handtaschen!). Die Namensgeberin, nebenbei erwähnt, wird die Kollektion «begleiten», aber nicht entwerfen, dafür gibt's Profis bei LVMH.

Schätzungsweise 85 Prozent der Leser erkennen möglicherweise immer noch nicht, wo die Story ist, beziehungsweise was diese wichtig macht. Schon klar, sie gehören halt nicht zur Generation Y oder Z – sind also vor Anfang der 1980er Jahre geboren. Wissen wohl nicht mal, dass Rihanna mit Kosmetika vergangenes Jahr umgerechnet 550 Millionen Franken Umsatz erzielte. Respektive eine erfolgreiche Wäsche Kollektion hat, deren Models nicht aussehen wie Models und deren Modelle nicht mittelalten weissen Männern gefallen sollen. Immerhin ist möglich, dass man als mittelalter weisser Mann schon zum Erfolg beigetragen hat, nämlich falls die Tochter ohne Einkommen oder der Sohn – hey, alles geht, nichts muss – einen Slip oder BH von Fenty x Savage, so der Name der Unterhose, gekauft hat.

Apropos Zahlen, diese lügen ja weniger als Weltstar-Reklamebilder: Die Auslagen von LVMH für Fenty/Rihanna betragen bisher 30 Millionen Euro. 0,06 Prozent des Konzernumsatzes von 2018. 0,25 Prozent des Angebots, das die Pariser diese Woche für den New Yorker Juwelier Tiffany & Co. gemacht haben (14,4 Milliarden Dollar). Für diese Rundungsdifferenz gibt's Gratis-Berichterstattung auf fast jedem Online- und Offline-Kanal der Welt. Kaum auszudenken, was passiert, falls die Mode, die heisst wie der Superstar, erst noch gut wird.

«Ich vermutete eine Falle der Stasi»

Der konservative britische Schriftsteller Frederick Forsyth spricht über den Kalten Krieg und die heissen Konflikte von heute – von Brexit bis Nordkorea.

Von Rolf Hürzeler

Der Ex-Geheimdienstler Fredrick Forsyth betritt in seinem Trenchcoat klatschnass ein Haus der Spionage – nur der Schlapphut fehlt. Das an diesem Herbsttag fürchterlich verregnete Anwesen Latimer House in der Grafschaft Buckinghamshire diente dem britischen Geheimdienst MI6 im Zweiten Weltkrieg als Aushorchzentrale für gefangene deutsche Offiziere. Forsyth hat hier heute keine Mission zu erfüllen; er kommt vielmehr zum Gespräch über seinen 17. Spionageroman, «Der Fuchs»: Ein junger britischer Nerd dringt in die Computersysteme des Pentagons, der russischen Marine und der iranischen Atomstrategen ein.

Geschichten wie diese sind laut Forsyth nicht nur gut erfunden. Der Cyberwar ist vielmehr allgegenwärtig und bestimmt die aktuellen weltpolitischen Auseinandersetzungen klandestinität mit. Forsyth kennt das Milieu, über das er berichtet. Er selbst arbeitete einst für den MI6 als ein sogenannter *errand boy*, ein Botengänger westlicher Agenten. So musste er im Kalten Krieg geheime Unterlagen durch den Eisernen Vorhang schmuggeln. Nachdem ihm der Latimer-House-Concierge Nigel den nassen Mantel abgenommen hat, sitzt der 81-jährige Forsyth entspannt im viktorianischen Empfangszimmer des Landsitzes und redet.

Herr Forsyth, was wissen Sie von diesem aussergewöhnlichen Anwesen?

Die britische Armeeführung erkannte im letzten Weltkrieg, dass einschüchternde Verhöre mit deutschen Gefangenen sinnlos sind. Oft erwiesen sich die gewonnenen Informationen als wertlos oder gar falsch. Deshalb liessen unsere Ermittler dieses prächtige Anwesen mit Wanzen versehen, um die Gespräche der deutschen Offiziere abzuhören, die sich sicher wähnten. Die Mikrofone waren selbst in den Toiletten und Sträuchern im Garten versteckt, so dass sich die Gefangenen fast nirgends ungehört austauschen konnten.

Wie hat sich die Nachrichtenwelt seit Ihrer Zeit verändert?

Offenkundig sehr stark. Früher musste man geheime Dokumente auf Mikrofilm fotografieren oder sogar entwenden. Dann wurden die Informationen aus dem Land geschafft, was sehr risikoreich war. Heute läuft alles digital.

Aber man arbeitet wieder vermehrt schriftlich.

Genau, um dem Gegner weniger Zugriffsmöglichkeiten im Cyberspace zu bieten. Darum ist heute der direkte Austausch von Person zu Person oder mit Papierdokumenten wieder aufgekommen.

Sie arbeiteten im Kalten Krieg als Botengänger – und hatten Glück.

Ich erinnere mich an eine Nacht, als ich ein Päckchen von Dresden nach Bayreuth bringen musste. Die Übergabe auf der Toilette eines DDR-Museums verzögerte sich, so dass ich lange warten musste. Ich vermutete bereits eine Falle der Staatssicherheit, zumal mein Visum um Mitternacht auslief. Dann erschien mein Kontakt, und ich schaffte die Au-

«Deutschland übernimmt seine militärischen Pflichten nicht, wie es das eigentlich müsste.»

tofahrt nach Süden zu einem Grenzübergang an der Saale gerade noch. Ich traf meinen britischen Kollegen um zwei Uhr morgens. Der glaubte schon, sie hätten mich geschnappt.

Was war in dem Päckchen?

Keine Ahnung; das ist ja der Punkt, ein Botengänger weiss nichts.

Wie wurden Sie vom MI6 rekrutiert?

Damals war es üblich, dass die britischen Geheimdienstler Ostreisende baten, ihnen von ihren Begegnungen beispielsweise an Partys zu berichten. Wir sollten auch über interessante Kontakte informieren oder ungewöhnliche Beobachtungen melden. Wenn man da ein paar Mal mitgemacht hatte, kam eines Tages die Bitte, doch ein Couvert oder ein Päckchen mit in den Westen zu bringen, das einem etwa in der Nacht unter der Hoteltür durch reingeschoben wurde.

Sie waren in den 1960er Jahren auch Reuters-Korrespondent in der DDR; welche Quellen hatten Sie?

Neben den offiziellen Stimmen wie der Zeitung *Neues Deutschland* viele private Kontakte. Es konnte auch passieren, dass mir ein Unbekannter auf offener Strasse kurz eine Information über einen Missstand ins Ohr flüsterte und ich mich danach kundig machen konnte. So vermochte ich über Studentenproteste oder Arbeiterstreiks zu berichten, was es offiziell alles nicht gab. Ich war übrigens einer der wenigen westlichen Korrespondenten in der DDR. Das Regime wollte

offenbar, dass wenigstens eine seriöse Nachrichtenagentur über das Land berichtete. Die Staatssicherheit überwachte mich laufend. Ich fuhr dann jeweils am Checkpoint Charlie in den Westen und später zurück in den Osten, um sie abzuschütteln. Die Grenzen zwischen unabhängiger Berichterstattung und Spionage waren manchmal fließend.

Vor dreissig Jahren war der Mauerfall, und noch immer sind die beiden Teile nicht wirklich zusammengewachsen.

Ja, das höre ich; ich war allerdings schon einige Zeit nicht mehr in Deutschland. Interessant finde ich, dass im Osten die Rechten rebellieren und nicht etwa die Linken. Deutschland steht zudem vor grossen wirtschaftlichen Herausforderungen, die können nicht mehr länger marode Volkswirtschaften unterstützen wie etwa Griechenland.

Das erklärt den Gegensatz zwischen dem deutschen Westen und dem Osten nicht.

Der Westen trat im Osten das Erbe eines bankrotten Staats an. Milliarden um Milliarden von Steuergeldern flossen in die neuen Bundesländer. So was hinterlässt Spuren auf beiden Seiten. Aber ich bin sicher, die beiden Teile wachsen nach und nach zusammen.

Immerhin ist das Land schon heute zu einem stabilen und friedlichen europäischen Machtfaktor geworden.

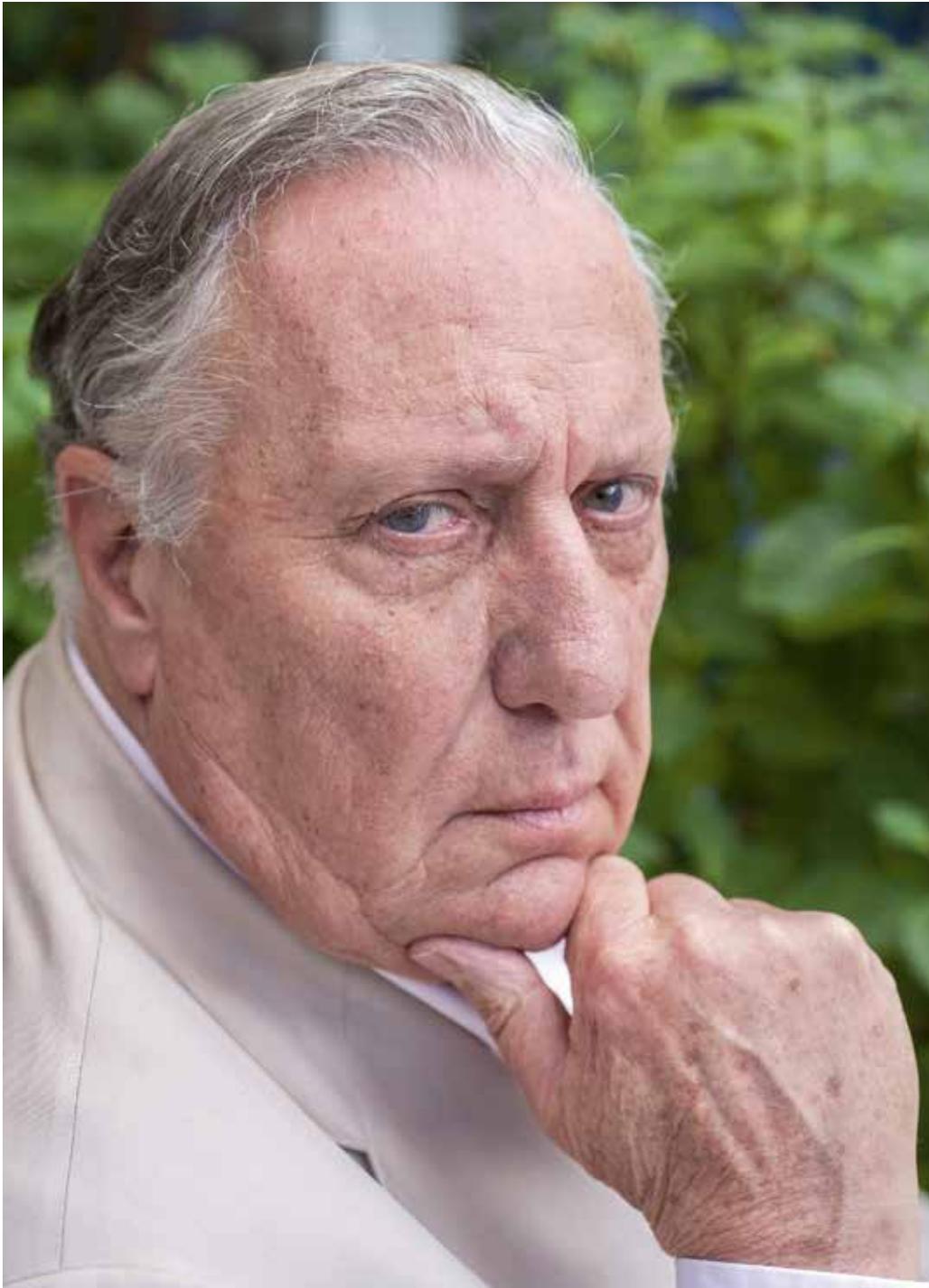
Ja, aber Deutschland übernimmt seine militärischen Pflichten nicht, wie es das eigentlich müsste. Für die Briten ist es beunruhigend, dass die deutsche Bundeswehr in einem Ernstfall unbrauchbar ist.

In Ihrem neuen Buch «Der Fuchs» vermögen Politiker die Wahrheit nicht zu akzeptieren, weil sie ideologisch fixiert sind. Denken Sie als prominenter Brexiteer an die Debatte im Vereinigten Königreich?

Schauen Sie das britische Unterhaus an! Mehr als die Hälfte der Abgeordneten weigert sich, den Volksentscheid für einen Brexit umzusetzen – totales Versagen. Unglaublich. Verblendete Abgeordnete wie der Labour-Mann Hilary Benn erfinden immer wieder neue Vorstösse, um den Brexit hinauszuögern. Diese Leute verbreiten aus ideologischen Gründen systematisch ihre Lügen. Sie wollen die politischen Verhältnisse nicht akzeptieren.

Eine britische Parlamentswahl steht an – Ihre knappe Prognose?

Mindestens 200 der bisherigen Parlamentarier werden nicht mehr dabei sein. Die wer-



«Ich halte mich an die Fakten»: Bestsellerautor Forsyth.

den in ihren Wahlkreisen nicht einmal mehr aufgestellt, weil sie den Volkswillen konsequent missachteten. Falls sie doch noch kandidieren dürfen, werden sie abgewählt.

In Ihrem neuen Buch führen Sie als kraseres Beispiel von politischer Realitätsverweigerung Nordkorea an.

Ja, doch dieser Fall ist anders gelagert. Die nordkoreanischen Machthaber rüsten weiter nuklear auf und konstruieren Langstreckenraketen. Präsident Donald Trump glaubt jedoch leichtfertigerweise, er bringe ein Abkommen mit Kim Jong Un zustande. Das könnte sich als gefährlich erweisen, weil die Nordkoreaner seit Jahren lügen, lügen und nochmals lügen.

In diesem Buch kommt auch der Staatspräsident Wladimir Putin sehr schlecht weg.

Putin arbeitete in der Sowjetunion für den Geheimdienst KGB. Ein solcher Mann verändert sich nie. Er begann seine Karriere als rechte Hand des Bürgermeisters von Sankt Petersburg und war später für Präsident Jelzin tätig. Dieser war fast die ganze Zeit betrunken, so dass faktisch Putin die Geschäfte führen musste und später die Zügel ganz übernehmen konnte.

Als Putin an die Macht kam, glaubten viele westliche Politiker, dass man mit ihm zusammenarbeiten könnte. Warum dieser Wandel?

Er hält den Zerfall der UdSSR bis heute für ein ungesühntes Verbrechen. Darum versucht er diesen Staat zum Teil wiederaufzu-

bauen mit engen Beziehungen zu seinen Nachbarn wie Weissrussland oder Kasachstan. Probleme bereiten ihm Staaten, die da nicht mitmachen wollen, wie die Ukraine oder Georgien, die militärische Interventionen hinnehmen mussten. Putin steht in der langen Tradition von russischen Despoten, die nun mal kein westliches Demokratieverständnis haben. Das belegt sein Umgang mit Oppositionellen wie Alexei Nawalny, der immer wieder unter neuen Vorwänden mit einer Inhaftierung rechnen muss.

Russland ist offener geworden im Vergleich zu Breschnews Zeiten.

Glauben Sie das wirklich? Ich hege da meine Zweifel. Zwar sind Demonstrationen zugelassen, aber sobald sie der Nomenklatura gefährlich werden, kommt es zur gewaltsamen Unterdrückung.

Marjorie Graham heisst die einzige Politikerin in Ihrem Buch

... das ist nicht Theresa May. Die Protagonistin Graham ist eine entscheidungsfreudige, entschlossene Frau. Theresa May ist weder das eine noch das andere, wie das Brexit-Desaster beweist. Meine Graham arbeitet wesentlich zielgerichteter, indem sie dem Land die Dienste eines Computergenies sichert. Dieser junge Mann leidet unter dem Asperger-Syndrom und kann verschlüsselte Systeme knacken. Das ist nicht erfunden, das geschieht in Wahrheit immer wieder. Ich erinnere mich an den Fall eines Autisten, der in die Datenbanken des Pentagons einzudringen vermochte. Die britische Regierung verweigerte dessen Auslieferung. Diesen Entscheid fällte übrigens Theresa May, die damals noch Innenministerin war. Wenigstens das brachte sie auf die Reihe.

Und heute wird der Mann gegen die Russen eingesetzt?

Nein, natürlich nicht. Das ist meine erzählerische Freiheit.

Sie entwickeln politische Geschehnisse schriftstellerisch weiter und geben ihnen einen neuen Dreh.

Exakt, ich verfolge die politischen Entwicklungen in den Medien. In meinen Gedanken spinne ich sie weiter, was sonst noch hätte geschehen können. Ich denke immer wieder: «Wäre es möglich, dass ...?» oder: «Was wäre, wenn ...?» Im Roman «Der Fuchs» breite ich die Vorstellung von einem Cyberwar aus. Dabei halte ich mich aber an die Fakten. Ich kann nicht schreiben, der Eiffelturm sei in Berlin, weil er in Paris steht.

Die digitale Überwachung ist heute eine wichtige Bedrohung. Verfügen die politischen Stellen über Strategien, um sie unter Kontrolle zu halten?

Ja, natürlich, denn Politiker lieben die Kontrolle, sie tun ja nichts anderes seit dem Mittelalter. Denken Sie nur an unsere britische Überwachungszentrale GCHQ in Cheltenham.

ham. Die überwachen tagein, tagaus Finanzströme oder horchen Bürger aus. Sie schützen unser Land vor internationalen Betrugsfällen, vor dem Terrorismus und vor unseren traditionellen Feinden. Das ist unabdingbar. Man hat ja gesehen, wie clever sich die IS-Akteure oder die Nordkoreaner im Cyberspace bewegen.

Westliche Moralvorstellungen scheinen diesen Cyberterroristen fremd zu sein.

Das fällt einem immer wieder auf. Ihr Genie scheint keine moralische Dimension zu haben. Oder dann sind sie fanatisiert wie die IS-Kämpfer, deren Moral sich nach den aggressiven Passagen im Koran richtet. Das zeigt sich auch bei den Selbstmordattentätern. Sie sprengen sich in die Luft, weil sie an ein besseres Jenseits glauben.

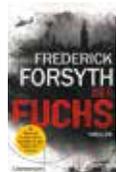
Das Christentum teilt ja diese Vorstellung.

Lange Jahre arbeiteten Sie auch in Afrika und schrieben etwa über die letzte Zeit Rhodesiens. Damals wollte das Land unter Premierminister Ian Smith die Apartheid einführen. Grossbritannien verhinderte das, und Rhodesien wurde 1980 zu Simbabwe. Ihre Einschätzung im Nachhinein?

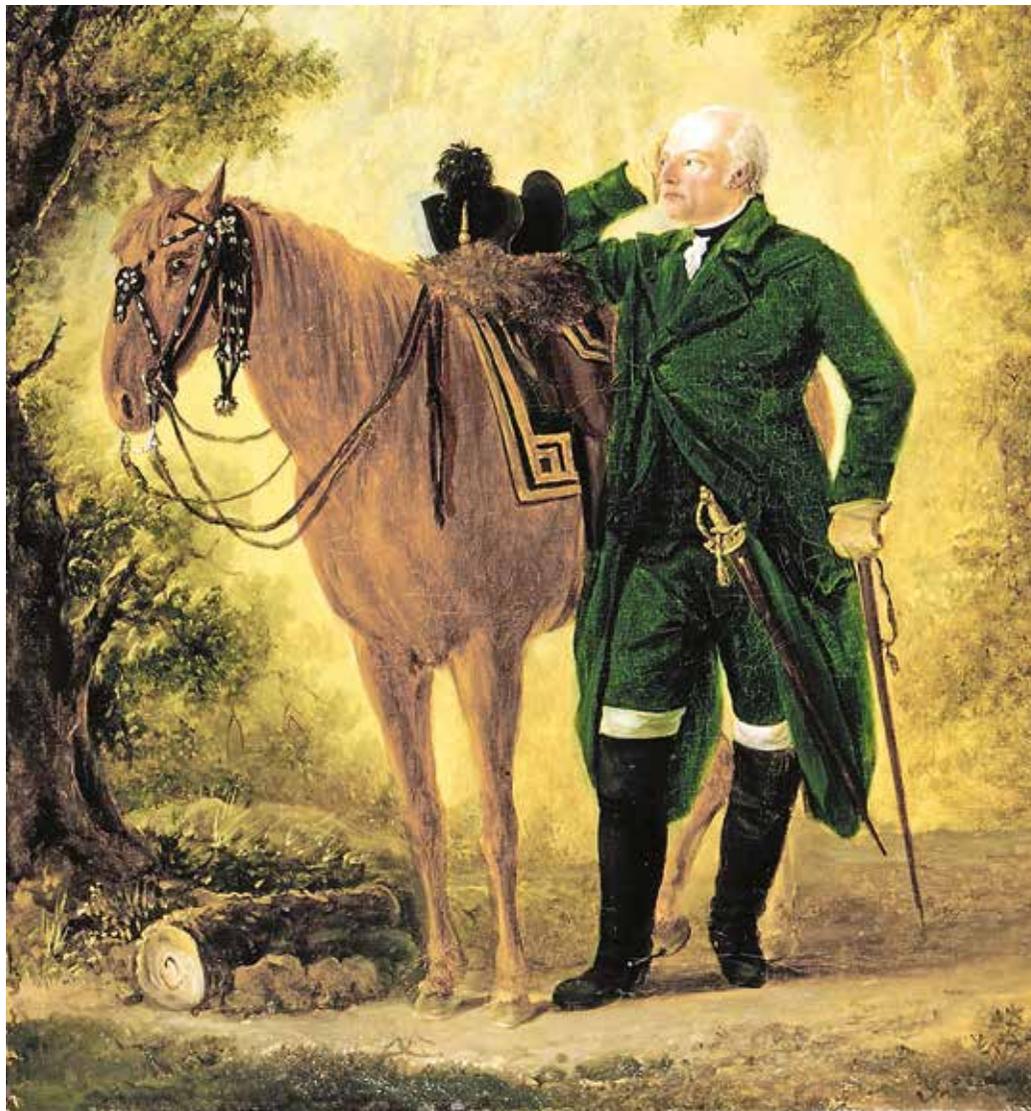
Natürlich ist das völlig schiefgelaufen. Das Regime von Ian Smith beruhte zwar auf einer illegitimen weissen Vorherrschaft, aber was danach kam, war fürchterlich – die menschenverachtende Diktatur von Robert Mugabe. Nach dem erzwungenen Abgang von Smith schien tatsächlich eine Demokratie möglich; es kam zu freien Wahlen. Doch Mugabe missbrauchte seine Macht in den folgenden vierzig Jahren. Sein korruptes Klientensystem ruinierte das Land vollständig, und das hat sich bis heute nicht geändert.

Gibt es eine Erfolgsgeschichte in der afrikanischen Dekolonisierung?

Ja, Südafrika, dank Nelson Mandela. Er setzte immer auf Aussöhnung und nicht auf Vergeltung. Zudem ist die Gesellschaft komplex strukturiert mit unterschiedlichen afrikanischen Völkern und namhaften Minderheiten wie den Weissen und den Asiaten. Das sorgt für einen gewissen Ausgleich. Aber heute steckt der machthabende African National Congress (ANC) ebenfalls im Sumpf der Korruption. Er verwaltete das Land schlecht, und die Opposition ist weit verbreitet. Das Land ist indes immer noch erfolgreich im Vergleich zu anderen Staaten des Kontinents. Die Wohlhabenden fliehen nicht, auch wenn die Kriminalität ausser Kontrolle geraten ist.



Frederick Forsyth: Der Fuchs.
Übersetzt von Rainer F. Schmidt.
Bertelsmann. 320 S., Fr. 29.90



Ungeheures Ding: Salomon Landolt alias Landvogt von Greifensee.

Klassiker

Nur ein Kuss

Heitere Galanterie und eisige Ironie: Gottfried Kellers Stil im «Landvogt von Greifensee» bleibt bis heute unerreicht. Von Michael Maar

Zu Gottfried Kellers historischer Erzählung «Der Landvogt von Greifensee»: Wenn man es in allen Höhlungen durchleuchtet, ein ziemlich ungeheures Ding. Der galante Rahmen: Der Hagestolz und Landvogt lädt zu einem festlichen Tag auf seinem Schloss alle fünf Frauen zu sich ein, mit denen er einmal angebandelt hatte. Mit keiner der fünf war es zu mehr als nur Händchenhalten oder einem Kuss gekommen, bei allen wurde nichts aus der gewünschten Verlobung. Jede einzelne dieser scheiternden fünf Liebesanbahnungen wird nun der Reihenfolge nach erzählt, die tragischen Töne fehlen ganz, alles bleibt ironisch temperiert und bar jeder Sinnesglut; asexuell, wie wohl auch Kellers Leben verlief, der sich im Landvogt nicht nur in dessen Ambition als Landschaftsmaler zu spiegeln scheint. Zum

Finale treffen alle beim Landvogt ein, es gibt keinerlei Misstöne, die Damen verstehen sich untereinander, ein prachtvoller und würdig ordinerter Tag wird begangen, die Damen dürfen sogar einer kleinen Gerichtssitzung beiwohnen, auf der vom Landvogt Recht gespro-

Was uns in der Erzählung unter der Hand alles mitgeteilt wird, ist von atemverschlagernder Brutalität.

chen wird (er heisst Salomon, was zum obligatorischen Wortspiel führt). Zum Finale eine kleine launige Scharade: Die fünf Verfloresenen sollen darüber abstimmen, ob der nun doch in den Hafen der Ehe steuernde Salomon entweder seine alte Haushälterin wählen möge

oder aber das junge Mädchen, das sie als Zofe den Tag über bedient und ihnen die Gerichte serviert hat. Mit knapper Mehrheit votiert der Frauenrat für das junge Mädchen. Das indessen ein schöner, geschminkter Knabe war, der Pfarrerssohn, und damit ausfällt, ebenso wie die Hausverwahrerin ausfällt – das Ganze war ein Scherz, der Landvogt denkt nicht im Traum daran, sein Hagestolz-Dasein aufzugeben. Er wird weiterhin wechselnde Landvogteien regieren, unermüdlich malend, jagend und reitend, bis er im hohen Alter im Jahre 1818 friedlich stirbt.

Protestantische Etikette

Heiter, galant und von vollkommenem Dekorum: Viel malerisches Detail verwendet Keller für die wohlgedeckten Tafeln, für die Lustfahrten auf dem See in Nachen mit grünen Lauben und bunten Wimpeln, untermalt von Waldhornmusik; viel Detail für Putz und Habit der Damen und Herren, den er besonders akribisch auspinselt: die Haube von Marderpelz, die Lederhandschuhe, die Granatknöpfe in den Manschetten, das Rohr mit silbernem



Launige Scharade: Dichter Keller.

Knauf – da sitzt kein Hut schief und kein Schnürbündel locker, die Welt der protestantischen Etikette, meint man, will sich hermetisch abdichten gegen das Ungesitete, das Triebhafte, das Dionysische. Selbst die Feuerköpfe unter der Jugend debattieren zwar in Klubs über Fragen der Stände und der Verfassung, allerdings nur im Geheimen, «weil der Scharfrichter mit seiner geschliffenen Korrekturfeder dicht bei der Hand war», wie es unnachahmlich heisst.

Hier, in der kühlen Ironie der Korrekturfeder, spürt man aber schon etwas anderes. Was uns in der so heiter-galanten Erzählung unter der Hand alles mitgeteilt wird, immer im Ton dieser kühlen, ja eisigen Ironie, ist von atemerschlagender Brutalität. Die Haushälterin des Landvogts brachte in jungen Jahren neun Kinder zur Welt. Jedes einzelne dieser Kinder stirbt. Als kinderlose Witwe arbeitet sie sich beim Landvogt zu Tode. Kindertod ist überhaupt eine Bagatelle. In zustimmendem Ton wird vom Landvogt berichtet, wie er behaglich pfeiferauchend am Bett eines moribunden Zehnjährigen sitzt und ihm in «einfachen und treffenden Worten von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage, von der Notwendigkeit, sich zu fassen und eine kleine Zeit zu leiden», spricht. Man hätte sie gerne gehört, diese treffenden, tröstlichen Worte im Pfeifendunst.

Es ist eine untergründige Grausamkeit bei Keller zu spüren, oder jedenfalls beim Landvogt – dass er jahrzehntelang kein Liebesleben hatte, es sei denn der schöne Transvestit deute

auf andere Präferenzen, muss es sich an anderer Stelle rächen? Erkalte die Empathie, wenn er seine Sinnlichkeit immerzu tiefkühlen muss? Aber der Mensch an sich ist grausam, wie Salomon beim Mittagstisch den Damen am historischen Beispiel aus dem Bürgerkrieg 1444 erläutert.

«Schweig und richte!»

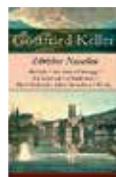
Ohne dass es ihnen den Appetit verschlänge, hören seine Verfloresenen von den sechzig Zürcher Männern, die ihre Burg lange gegen die Übermacht der Belagerer gehalten hatten und nach ihrer Niederlage vom rachsüchtigen Volk in einer Abstimmung, welche so überwältigend ausfällt, «dass gar nicht gezählt wurde», alle zum Tod verurteilt wurden.

Der Landvogt schildert, «wie der Hauptmann der Zürcher, um den Seinigen mit dem männlichen Beispiel in der Todesnot voranzugehen, zuerst das Haupt hinzulegen verlangte, damit keiner glaube, er hoffe etwa auf eine Sinnesänderung oder ein unvorhergesehenes Ereignis; wie dann der Scharfrichter erst von Haupt zu Haupt, dann je bei dem zehnten

Mann innehielt und der Gnade gewärtig war, ja selbst um dieselbe flehte, allein stets zur Antwort erhielt: «Schweig und richte!», bis sechzig Unschuldige in ihrem Blute lagen, die letzten noch bei Fackelschein enthauptet. Nur ein paar unmündige Knaben und gebrochene Greise entgingen dem Gerichte, mehr aus Unachtsamkeit oder Müdigkeit des richtenden Volkes als aus dessen Barmherzigkeit».

Dies beim Mittagstisch zur leicht grusligen Ergötzung der speisenden Zuhörerinnen. Landvogt Salomon heisst das Geschilderte nicht gut, er spricht selbst von der «geheimnisvollen Grausamkeit» des Volks. Man muss sich aber nur einen Moment vorstellen, mit welchen Tinten und Farben Jean Paul, ein grosser Liebender, eine solche Szene gemalt hätte.

Stilistisch ist das Ganze unerreicht; Kühle hat dem Stil noch immer aufgeholfen, und Keller, der Zwerg, ist unter den Stilisten ohnehin ein Riese.



Gottfried Keller: Züricher Novellen. 300 S., Fr. 12.90

Jazz

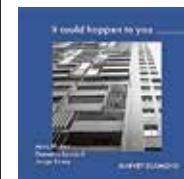
Später Auftritt

Von Peter Rüedi

Im Schweizer Magazin *Jazz'n'More* schreibt Kollege Tom Gsteiger eine Rubrik mit dem Titel «Unsung Heroes». Darin porträtiert er Musiker aller Stilrichtungen, denen eine auffallende Differenz zwischen Qualität und Anerkennung respektive Bekanntheit eigen ist. Nun, für die nach einer historischen Charlie-Parker-Nummer «Klactovee» genannten Edition ins Fach des Produzenten gewechselt, präsentiert er mit Harvey Diamond einen Pianisten, der auf der nach unten offenen Verkantheitsskala der «unbesungenen Heroen» eine Rekordstellung einnehmen dürfte.

Diamond, mit Jahrgang 1942 demnächst achtzig, hat in seinem Leben nur drei Alben aufgenommen, das jüngste mit dem Tenoristen Domenic Landolf, dem Bassisten Arne Huber und Brad Mehldaus langjährigem Drummer Jorge Rossy inbegriffen. Es enthält sieben Standards, von Ellingtons «Sophisticated Lady» bis Jerome Kerns «All the Things You Are» und insgesamt swingenden Jazz in *modern tradition*, den auf Zeitgenössisches fixierte Innovationsideologen als schmerzfreie Wohlfühlmusik für Hintergrund und nebenbei verachten mögen. Stimmt, der Jazz wird hier nicht neu erfunden, stilistisch und insgesamt. Im Detail aber erweist sich der alte Herr als sprühend erfinderrisch, als «innovativ» im Wortsinn.

Diamond war während vieler Jahre Schüler von Lennie Tristano (1919–1978), als Mitbegründer des Cool Jazz beziehungsweise Brückenbauer zwischen Bop und Cool eines der grossen Idole der Jazzgeschichte, heute aber ebenfalls zu einem *unsung hero* verdämmert. Diamond erinnert in der Harmonik, den zeitweise schräg getürmten Blockakkorden, vor allem aber in den zuweilen ohne Punkt und Komma fortgesponnenen Melodielinien an den Meister (der auch das Vorbild des jungen Bill Evans war); handkehrum aber erweist er sich als ein begnadeter Begleiter und atmender, perfekt artikulierender Improvisator, der seinen Partner Landolf immer wieder grossartig lanciert. In dessen Spiel schwingt die ganze Geschichte des modernen Tenorsaxofons seit Dexter Gordon und Warne Marsh mit. *No ego trips*. Bescheidener Anspruch, grosse Musik.

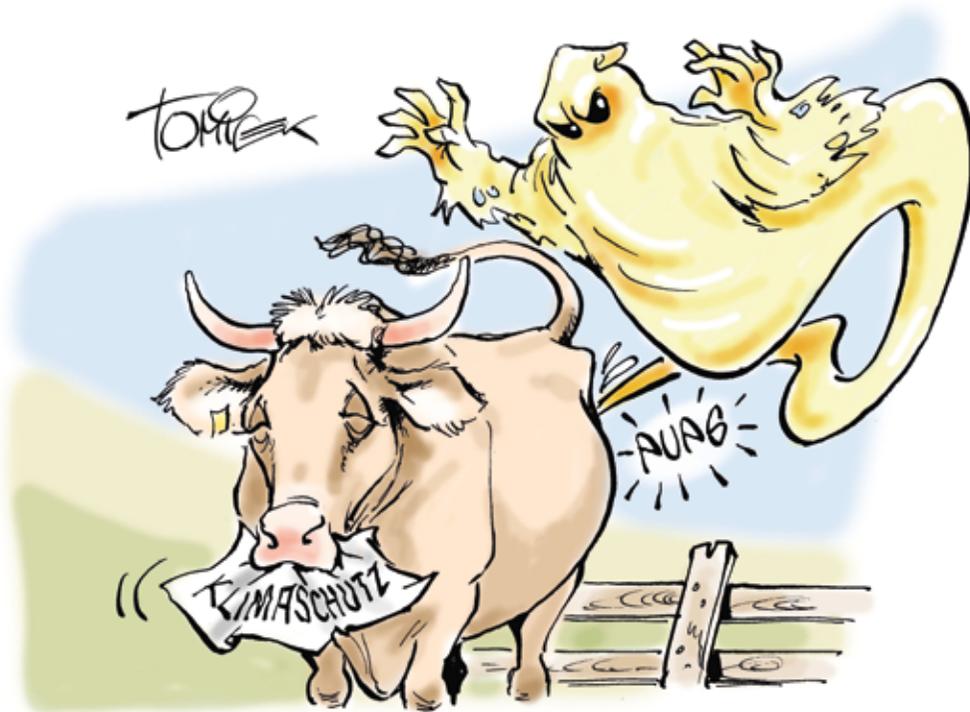


Harvey Diamond: It Could Happen to You. Klactovee Edition / Anuk Klacto 1

Die grössten Fleisch-Irrtümer

Fleisch ist gesund und seine Produktion keine Gefahr für Regenwald und Klima. Lassen wir uns den Appetit nicht verderben.

Von Peer Ederer



Die Huftierhaltung kann nicht Teil des Problems sein.

Am 8. August 2019 war es wieder so weit: Der Weltklimarat veröffentlichte einen Sonderbericht über den Zustand des Klimas und der Erde. Diesmal standen die Themen Landnutzung und Klima im Fokus. Das sorgte weltweit für Schlagzeilen. *Zeit* online erklärte, dass die Menschheit mehr Fleisch esse, als für das Klima gut sei. Die *NZZ* stellte fest, dass Viehhaltung eine der wichtigsten Quellen der Treibhausgasemissionen sei. *SRF News* empfahl, den Fleischkonsum zu reduzieren. Die *FAZ* kommentierte: «Der Klimastachel im Fleisch».

Das Eigenartige an alledem: Im Sonderbericht des Weltklimarats wird nicht festgestellt, dass Fleischproduktion zur Klimaerwärmung beitrage oder dass ein geringerer Fleischkonsum helfen würde, die Klimaerwärmung zu verhindern. Auf keiner der 1542 Seiten wird diese Schlussfolgerung gezogen. Im Gegenteil, es wird geschrieben, dass nachhaltige Fleischproduktion ein Beitrag zur Lösung der Klimakrise sein könne und nebenbei wichtige Ernährungsvorteile für die Weltbevölkerung bewirke (B6.2 im Bericht) – und dass insbesondere die Huftierhaltung komplexe Bezüge zu Gesellschaft und Umwelt habe und noch eingehender analysiert werden müsse. Daraufhin beschuldigten Journalisten der britischen Zeitung *Guardian* die wissenschaftlichen Autoren des Berichts, auf unverantwortliche Art und Weise die Auswir-

kungen von Fleischkonsum auf das Klima herunterzuspielen.

Es scheint nahezu allgemein anerkannt zu sein, dass der Konsum von Fleischprodukten schädlich für das Klima sei, ausserdem verantwortlich für die Rodung der tropischen Regenwälder und zudem ungesund. Dabei sagen die Fakten das Gegenteil.

Vegane Ernährung ist ungesund

Beispiel Gesundheit: 2015 verkündete die Weltgesundheitsbehörde (WHO), dass verarbeitetes Fleisch genauso sicher krebserzeugend sei wie Nikotin und Asbest. Ausserdem sei rotes Fleisch wahrscheinlich so krebserzeugend, dass der Konsum vermieden werden sollte. Drei Jahre lang war das Einzige, was von der WHO zur Begründung zu lesen war, dass 22 unabhängige Experten aus zehn Ländern 700 wissenschaftliche Studien mit relevanten Daten zur Verbindung zwischen Krebs und Fleischverzehr durchkämmen hätten und zu diesem Ergebnis gekommen seien. 2018 wurde endlich der wissenschaftliche Hintergrundbericht veröffentlicht. Die dichtgedruckte 500-seitige Studie zeigt eindeutig, dass Fleisch *nicht* krebserregend ist. Für siebzehn untersuchte Krebsarten fanden sich keinerlei Hinweise in den untersuchten Studien. Nur für Dickdarmkrebs fand sich ein dünner statistischer Zusammenhang, aber

ohne kausale Wirkungen erklären zu können. Es gibt in diesem Fall nur fünfzehn relevante wissenschaftliche Studien, von denen zehn keinerlei Verbindung zwischen Fleischkonsum und Dickdarmkrebs herstellen konnten. Vier Studien konnten einen Zusammenhang nicht ausschliessen, nur eine Studie ergab, dass eine Verbindung bestehe. Allerdings bestehen Zweifel an der Allgemeingültigkeit der Studie. Mit anderen Worten: Bis auf eine mit methodischen Mängeln behaftete Studie fanden sich bei 700 Studien keine Hinweise darauf, dass das Essen von Fleisch Krebs erzeuge.

Wie kam die WHO zu ihrer Feststellung im Jahr 2015? Die WHO trifft solche Entscheidungen auf der Basis von Aussagen der Internationalen Agentur für Krebsforschung (IARC). Die berufenen 22 IARC-Experten zum Thema Fleisch arbeiteten unter der Leitung von Teresa Norat (Imperial College London). Ein Detail fällt auf: Die WHO-Zusammenfassung von 2015 enthält exakt die gleichen Zahlen, die Norat bereits 2011 veröffentlichte. Damals tat sie dies auf der Basis einer Studie, die von einer britischen Spendenorganisation mit dem Namen World Cancer Research Fund International (WCRF) finanziert wurde. In Grossbritannien ist der private WCRF schon mehrfach wegen dubioser Spendenmethoden und Erkenntnisse in Verruf geraten. Am 22. Mai 2019 verkündete der WCRF zum Beispiel, dass heisser Tee krebserregend sei und daher vermieden werden sollte.

Stärker als die WHO-Empfehlung sollte die PURE-Studie beachtet werden. PURE wird von der kanadischen McMaster-Universität koordiniert und von mehr als fünfzig Regierungen, Universitäten und Stiftungen aus achtzehn Ländern finanziert. 200 Forscher sind beteiligt, die Ernährungs- und Erkrankungsdaten von über 135 000 Personen aus allen Kontinenten und Kulturkreisen zu untersuchen, und berichten seit 2017 fortlaufend darüber.

Die Ergebnisse: Wer 20 Prozent seiner Energiezufuhr über Proteine deckt (was fast nur mit Fleisch- und Milchprodukten möglich ist), hat ein 12 Prozent niedrigeres Mortalitätsrisiko als jemand, der 11 Prozent der Energiezufuhr mit Proteinen bestreitet. Wer 35 Prozent seiner Energiezufuhr mit Fetten aller Art deckt, hat ein 23 Prozent niedrigeres Mortalitätsrisiko als jemand, der nur 11 Prozent der Energie über Fette aufnimmt. Wer aber 77 Prozent seiner Energie über Kohlenhydrate aufnimmt (Zucker und Stärke wie Getreide), hat ein 28 Prozent höheres Mortalitätsrisiko als jemand, der sich nur zu 46 Prozent von solchen *carbs* ernährt.

Heisst: Eine fleischhaltige Ernährung, reich an Proteinen und Fetten, ist gesünder als eine vegetarische oder gar vegane Ernährung. Zum Vergleich: Wer 25 Jahre bis zu zehn Zigaretten am Tag raucht, hat ein 30 Prozent höheres Mortalitätsrisiko als Nichtraucher. Veganer zu sein, ist ungefähr so ungesund, wie Raucher zu sein.

Ähnlich verhält es sich mit der fortschreiten-

den Vernichtung der tropischen Regenwälder. Deren Ursache sind Korruption und Armut und nicht die Nachfrage nach Lebensmittelprodukten. Unter Experten ist das unstrittig und wurde 2018 in einem Bericht der von der Uno gegründeten REDD+-Initiative festgehalten. Wälder werden gerodet, weil lokale Machthaber mit dieser Schändung der Natur viel Geld verdienen können. Der Fleischproduktionsindustrie vorzuwerfen, sie wäre für die Rodung der Regenwälder verantwortlich, ist ähnlich falsch, wie zu behaupten, Alkoholismus entstehe durch das Angebot von Alkohol.

Geschlossener Kreislauf

Und dann das Klima: Wir wissen sicher, dass sich in unserer Atmosphäre dreimal mehr Methan befindet und 40 Prozent mehr Kohlendioxid als zu vorindustriellen Zeiten. Der wahrscheinlichste Grund dafür sind die Mineralöle, Kohlen und Gase, die wir aus den Erdtiefen fördern und in Motoren, Heizungen und Kraftwerken verbrennen. So werden grosse Mengen von zuvor in der Erde eingelagerten C-Molekülen in die Atmosphäre eingebracht und verursachen dort vermutlich einen Treibhauseffekt.

Die Tierhaltung, insbesondere die Huftierhaltung, kann jedoch nicht Teil dieses Problems sein. Jedes C-Molekül, das ein Rind in Form von Methan aus seinem Maul emittiert (und nicht flatuliert, wie es meist dargestellt wird), hat es vorher in seinem pflanzlichen Futter aufgenommen, und diese Pflanzen haben sich dieses C aus der Atmosphäre geholt. Auch ist der aktuelle Huftierbestand auf der Welt nicht erkennbar grösser, als er vor der Neuzeit war, nur sind es jetzt domestizierte Herden, wo früher Wildtiere die Natur bevölkerten.

Ein weiteres Indiz ist, dass sich auf Satellitenbildern die geografisch sehr unterschiedlichen Methankonzentrationen in der Atmosphäre ablesen lassen. Sie korrelieren nicht mit den Huftierbeständen. Vermutlich, aber dazu ist mehr Forschung notwendig, verursachen die Huftiere mit ihrer Bodenbearbeitung eine Boden-Sequestrierung von Methan, sie bilden also einen geschlossenen C-Kreislauf.

Kurz: Laut Faktenlage haben weder die Fleischproduktion im Allgemeinen noch die Rinder im Speziellen einen Beitrag zur Klimaerwärmung oder zur Vernichtung der Regenwälder zu verantworten. Und gesund ist der Fleischkonsum auch noch. Guten Appetit!



Peer Ederer ist Ökonom. Er leitet das Global Food and Agribusiness Network: www.foodandagribusiness.org.

Dieser Artikel basiert auf einer Serie, die auf www.achgut.com erschien.

Zeitgeist

Au Veja!

Weshalb ich den Öko-Turnschuh von Veja, das Must-have der Saison, nicht trage.

Von Silvia Princigalli

Ich habe sie alle gehabt: die redesignten Nike Air Max 90, den Adidas Originals Superstar, den Stan Smith, den Puma Suede Platform und die Reebok Classic. Das ist nur eine kleine Auswahl der Schuhe, die ich mir über die Jahre als sogenannte *sneaker freaker*, und heute: ehemals Schuhkaufsuchtliche, gegönnt habe. Ich war besessen davon, den aktuellen Trendschuh in der gewünschten Grösse, Farbe und Edition im Online-Universum oder in einer Turnschuhboutique zu finden.

Das neueste Objekt der Begierde ist der Sneaker von Veja. Der Schuhhersteller hat seinen Sitz in Paris, seine Produktionsstätte in Brasilien, verkauft ein Paar für 100 bis 200



Jeder vierte Schuh ist vegan: Veja-Sneaker.

Franken und ist ein echter Pionier in Sachen Öko-Sneaker. «Veja» bedeutet auf Portugiesisch «Schau hin», und das ist es, was die zwei Franzosen, die das Label 2004 gründeten, erreichen wollen: hinschauen, ob und wie nachhaltig produziert wird. Mit der Frage «Ist eine andere Welt möglich?» und je fünftausend Euro Startkapital machten sich die damals 25-jährigen auf nach Brasilien, um das It-Piece ihrer Generation – den Sneaker – vom Senkel bis zur Sohle in ein Fairtrade-Produkt zu verwandeln.

Fünfzehn Jahre später sind siebzehn Millionen Exemplare in 45 Ländern verkauft, und Veja ist auf dem besten Weg, den grossen, «unfair» produzierenden Turnschuhherstellern ernsthafte Konkurrenz zu machen. Es sind jedoch nicht nur die Siebziger-Retroästhetik, die weisse Farbe mit dem grossen V oder die modernen Designs des Kultlabels, die ihre Käufer überzeugen. Der Hersteller achtet weiterhin auf eine nachhaltige optimale, ethische

und ökologische Entwicklung – und trifft damit den Nerv der Zeit. Die Schuhe werden aus Naturkautschuk, Biobaumwolle und -leder produziert. Der Kautschuk kommt aus dem Amazonas und wird ökologisch gewonnen. Für die biologisch angebaute Baumwolle aus Brasilien zahlt das Unternehmen einen fairen Preis an die Arbeiter. Das Bioleder stammt aus Uruguay und wird mit pflanzlichem Akazienextrakt anstatt mit Chrom gefärbt. Zudem ist jedes vierte Modell vegan.

Blütenreine Weste

Wer jetzt zur Kritik am Überseetransport ansetzt, kräht vergebens. Die Turnschuhe werden in Recyclingkartons auf dem Wasserweg verschifft und später durch eine Hilfsorganisation, die sich für arbeitslose Suchtkranke einsetzt, vertrieben. Sie haben eine blütenreine Weste, diese weissen Schuhe. Und schaut hin, spätestens seit Meghan Markle, die Herzogin von Sussex, den Öko-Sneaker an einer Sportveranstaltung trug, ist die französische Marke längst auch in der Nicht-Öko-Modewelt angesagt. Das V-Logo ist in aller Munde – oder besser: an allen Füssen. Veja ist zurzeit so erfolgreich, dass sie noch mehr Schuhe verkaufen könnten, doch die Menge an brasilianischer Biobaumwolle und ökologischem Kautschuk ist begrenzt.

Diese Knappheit begünstigt wiederum den Hype. #musthave heisst es unter den Fotos des Trendschuhs in den sozialen Medien; ein Must-have, auf das ich verzichten kann. Weil es nachhaltiger ist, sich einen weiteren neuen Schuh gar nicht erst zu kaufen, wenn man keinen anderen zwingend ersetzen muss.

Viel sinnvoller wäre es, sich zu überlegen, die ungetragenen Schuhe, die vielleicht sogar noch in der Originalverpackung rumstehen, auszulaufen. Und stellen Sie sich vor, Sie könnten die Zeit, die Sie für die Suche nach der richtigen Grösse oder dem richtigen Modell aufwenden, in Ihr Leben investieren – statt quer durch die Stadt dem nächsten Trend nachzulaufen.



Silvia Princigalli ist freie Journalistin, Moderatorin und Social-Media-Beraterin.



Kammerspiel-Suspense: Senatsmitarbeiter Jones (Adam Driver).

Kino

Powerplay der Machiavellisten

2014 gelang die Veröffentlichung der Unterlagen über die geheimen Folter der CIA. «The Report» erzählt mit Furor die Geschichte der Enthüllung. Von Wolfram Knorr

Nach den Anschlägen vom 11. September 2001 verkündete Dick Cheney, die Regierung werde sich «auf die dunkle Seite» begeben müssen. «Es wird entscheidend für uns sein, alle verfügbaren Mittel einzusetzen.» In der Praxis hiess das unbegrenzte Inhaftierung und gewaltsame Befragung von Leuten, die des Terrorismus verdächtigt sind. Nur war Folter schlicht verboten und versties gegen das von der Verfassung garantierte Recht auf ein Gerichtsverfahren.

Die US-Regierung nutzte deshalb, um ans «Ziel» zu kommen, «Black Sites», Geheimgefängnisse auf ausländischem Boden. CIA und Psychologen entwickelten daraufhin ein umfangreiches Programm, vom Schlafentzug über sexuelle Erniedrigung bis zu Waterboarding und walling (den Gefangenen an die Wand schleudern). Der demokratischen Senatorin Dianne Feinstein, Vorsitzende des Geheimdienstausschusses, war das nicht geheuer, und sie ordnete eine Untersuchung an. Was gefunden wurde, war der blanke Horror. Die Enthüllung umfasste 6200 Seiten! Erst 2014 gelang der Senatorin die Veröffentlichung einer gekürzten Fassung von 500 Seiten.

Das amerikanische Kino hat ein Faible für politische Enthüllungsfilme wie «All the President's Men», «Spotlight», «Snowden», «The Post». Es ist süffiger Mainstream, der Action

durch furiose Dialogduelle ersetzt, eingelegt in Kammerspiel-Suspense. Geschmeidige, graumelierte Herren in elegantem Zwirn versuchen mit verbalen und anderen Tricks Enthüllungen zu blockieren oder voranzutreiben. Ein Powerplay der Hasardeure, «Hinterhältler», Hardliner, Machiavellisten und Empörten an höchst gediegenen Schauplätzen. Erst wird ein engmaschiges Netz ausgeworfen, dann ein Held als Werkzeug demokratischer Aufrichtigkeit hineingeschickt, um es zu entwirren, aufzudröseln, Verfehlungen, Manipulationen aufzudecken. Intellektuelle Puzzles, die nie sperrig werden, obwohl sie dem Zuschauer einiges an Konzentration abverlangen.

«The Report», die Verfilmung von Dianne Feinsteins hartnäckigem Einsatz für die Veröffentlichung der verbotenen «Erweiterten Verhörmethoden», von Scott Z. Burns («The Loudest Voice») geschrieben und inszeniert, erfüllt das Muster perfekt. Burns' dramaturgischer Ablauf ist ohne jede Ablenkung auf die Enthüllung fokussiert. Senatorin Feinstein (Annette Bening) beauftragt den Senatsmitarbeiter Daniel Jones (Adam Driver) intern mit der Untersuchung der CIA-Vernehmungspraktiken nach dem 11. September. In einem schwerbewachten Archiv tief unten im Keller eines Regierungskomplexes gehen Jones und seine Mitarbeiter ans Werk und fördern in mühsamer

Kleinarbeit bald Schreckliches zutage. Immer deutlicher kristallisieren sich dabei CIA-Chef John Brennan (Ted Levine) und der Psychologe Dr. Jim Mitchell (Douglas Hotch) als die Verantwortlichen der massiv betriebenen «Verhörmethoden» heraus. Gebracht haben diese übrigens nichts. Konfrontiert mit der Aktenlage, wiegeln die «Architekten» ab und werden vor allem durch die Regierung und Behörden heftig dabei unterstützt, eine Veröffentlichung der Unterlagen zu verhindern. Nur in Ansätzen werden die menschenverachtenden Methoden zwischen die heftigen Verbalduelle geschnitten.

Dass «The Report» emotional aufwühlt, den Zuschauer keine Sekunde in Ruhe lässt, liegt zum einen an der Fokussierung auf Adam Driver als Daniel Jones, den ein Hauch Parzivalleskes als Identifikationsofferte umgibt: Ahnungslos wie der Zuschauer macht er sich auf die «Reise» und findet sich in einem Purgatorium wieder. Und zum anderen gewinnt der Film seine intensive Faszination durch die Lokalität, ein Gebäude wie eine düstere Festung, Metapher des Staatsapparats, der seine illegalen Machenschaften in Verliesen bunkert und die ans Tageslicht zu fördern fast unmöglich ist. Einmal trifft Jones, frustriert von den Intrigen gegen eine Publizierung der von ihm vorgelegten Unterlagen, einen Journalisten, der ihm sofort eine Veröffentlichung anbietet. Aber ein Whistleblower zu werden, lehnt er dann doch ab. ★★★★★



Aufgewühlt: Politikerin Feinstein (A. Bening).

Weitere Premiere

Sorry We Missed You — Nach zahlreichen Jobs möchte er sein eigener Herr sein, im eigenen Haus wohnen, selbstbestimmt leben. Ricky Turner (Kris Hitchen), dieser herzengute Mensch, der für seine Frau Abbie (Debbie Honeywood), seine zwei halbwüchsigen Kinder und für sich ein besseres Leben wünscht, lässt sich deshalb von der Franchise-Idee verführen und heuert bei einem Lieferservice an, wo ihn der Chef mit den Worten einweist, er arbeite nicht für das Unternehmen, sondern mit ihm; er sei kein Angestellter, sondern eigener Unternehmer; wie viel er arbeite, liege an ihm. Doch die schönen Worte sind schlicht Betrug. Erstens muss Ricky, hochverschuldet, einen Lieferwagen kaufen (oder mieten, was ihm noch teurer käme), dann, ohne

jede soziale Absicherung, irrsinnig viele Führen leisten, um in die Nähe einer Gewinnzone zu kommen. Familiäre Verpflichtungen, geschweige denn Krankheiten, darf er sich nicht leisten. Die selbstbestimmte Arbeit ist purer Hohn. Kenneth Loach, der engagierteste und geschickteste Chronist der *working class* («I, Daniel Blake»), zeigt mit seinen 82 Jahren, dass er noch voll in seinem Element ist. Mit der Turner-Familie wird überzeugend und ungeschönt die



Harte Probe: «Sorry We Missed You».

Praxis der neoliberalen Wirtschaftspolitik mit ihrem Abbau der Sozialgesetze manifest.

Abbie malocht unter den gleichen Bedingungen wie er als Altenpflegerin und hetzt von einer Pflege zur anderen. Als Ricky ihr Auto verkauft, damit er den Lieferwagen bezahlen kann, muss sie auf die öffentlichen Verkehrsmittel umsteigen, was nicht nur ihre Arbeit erschwert, sondern auch die Beziehung auf eine harte Probe stellt. Das wiederum belastet das Familienleben, besonders die Kinder. Vor allem Filius Seb (Rhys Stone) rastet aus, schwänzt die Schule, was den Vater in eine verzweifelte Lage versetzt: Das Treffen mit dem Schulleiter wahrnehmen oder nicht? Wofür er sich auch immer entscheidet, er ist der Verlierer. Nichts wird ihm erspart. Ein Teufelskreis. ★★★★★☆

Knorr's Liste

1	Joker Regie: Todd Phillips	★★★★★
2	Parasite Regie: Bong Joon Ho	★★★★★
3	Portrait de la jeune fille en feu Regie: Céline Sciamma	★★★★☆
4	Ich war noch niemals in New York Regie: Philipp Stölzl	★★★★☆
5	Downton Abbey Regie: Michael Engler	★★★★☆
6	Official Secrets Regie: Gavin Hood	★★★★☆
7	Systemsprenger Regie: Nora Fingscheidt	★★★★☆
8	Once upon a Time in Hollywood Regie: Quentin Tarantino	★★★★☆
9	Terminator: Dark Fate Regie: Tim Miller	★★★☆☆
10	Midsommar Regie: Ari Aster	★★☆☆☆



Körzis Hollywood

Temperatur der Seele

Jeder will nach oben. Von Norbert Körzdörfer

Wer in Hollywood aufwacht, erwacht auch mit seinen Selbstzweifeln, den Bodyguards des Erfolgs. Dustin Hoffman geht dann mit seinen Hunden und mit einem dampfenden *coffee to go* in den *sunrise*. Michelle Pfeiffer nimmt ihr Morgenbad – jüngst rutschte sie auf dem Marmorboden aus und brach sich die Hand.

Top-Manager erwachen um fünf Uhr – Quality-Time für seelische Selbstoptimierung und Workout. Wenn du nicht fit bist, bist du tot. Status ist Stress. Status ist Überleben. Jeder Tag ist ein Kampf-Tag für deine Karriere. Jeden Tag wirst du älter, aber alle anderen irgendwie jünger. Bin ich in oder out? Bin ich noch oben? Werde ich eingeladen? Jeder vergleicht sich mit jedem.

Neuste Top 100 des *Hollywood Reporter*?

Nr. 1: Bob Iger (Disney). Nr. 2: Reed Hastings (Netflix). Nr. 40: Steven Spielberg (heimlicher König von Hollywood). Nr. 45: Dwayne Johnson (The Rock). Nr. 47: Leonardo DiCaprio (heimlicher Prinz von Hollywood). Nr. 54: Brad Pitt (Produktionsfirma: Plan B). Nr. 57: James Cameron («Avatar», «Titanic», «Terminator»). Nr. 65: Scarlett Johansson (bestbezahlte Frau Hollywoods dank «Avengers»). Nr. 81: Will Smith (8 Milliarden Kino-Kasse).

Nur 81?

Ich sass mal mit Will Smith in London in den Kensington Gardens. Ein Megastar. Nachdenklich. Aber irgendwie befreit: «Ich will nicht mehr die Nummer eins sein! Ich habe alles erreicht, was ich mir erträumt habe. Aber Besitz macht nicht happy! Glück kannst du nicht kaufen. Ich hatte immer Ziele im Leben: den ersten Song! Die erste TV-Show! Den ersten Film. Den ersten Blockbuster! Aber Ziele machen auch nicht glücklich. Es ist der Weg, der wichtig ist – das ist die Weisheit meines Idols Bruce Lee!»

Er war ganz, ganz oben. Als er fünfzig wurde, flopten einige Filme, und er erfand

sich neu – im Internet. Die Clicks bei Instagram, Facebook und Twitter sind die neue Karrierewährung Hollywoods. Will Smith, 51, ist eigentlich ein Rapper. In seiner weissen Schloss-Villa sind alle Instrumente elektronisch verbunden. Was immer er sagt oder singt oder summt, speichert ein Computer im ewigen Kreativ-Archiv.

Smith war einer der ersten Superstars, die ja sagten zu Netflix – für den Science-Fiction-Thriller «Bright» – und für 27 (!) Millionen Dollar Gage.

Du kannst heute nur als Star überleben, wenn du Millionen von Klicks im Internet generierst. Will hat 122 Millionen Follower (Video-Millionen-Hits auf Instagram). Er ist seine eigene Firma: Mit der Familienholding vermarktet er sogar sein Mineralwasser.

Jeder Star ist seine eigene Marke. Oscar-Star und Weinstein-Anklägerin Gwyneth Paltrow (8,8 Milliarden Kino-Kasse) wurde Top-Unternehmerin mit ihrem sensationellen Lifestyle-Online-Label Goop (auch Sex-Toys!). Jetzt hat sie zu der Power-PR-Manager-Firma CAA gewechselt. Ein Team von fünf aggressiven Agenten managt jetzt ihr Image: von Verträgen über Arzttermine (Ärzte sind hier auch Stars) bis zu Therapiesitzungen.

Hollywood ist eine Klassengesellschaft, eine Pyramide des Ruhms und des Geldes. Jeder will nach oben.

Aber das Internet und die weltweiten Streaming-Dienste (jetzt auch bald Disney+) erreichen ein klassenloses Massenpublikum wie noch nie: Netflix hat 152 Millionen Abonnenten!

Hollywood wird zur Streaming-Krake. Die Welt stimmt ab per Clicks. Kult-Dragon-Queen Emilia Clarke («Game of Thrones») schmunzelt: «Ich google mich nie!»

Norbert Körzdörfer ist Journalist und Schriftsteller.



Thiel

Geisteswissenschaften

Von Andreas Thiel

Philosophin: Hast du schon mal bewusstseinsweiternde Drogen genommen?

Soziologe: Ich habe mal mit Hilfe von Alkohol einen meditativen Zustand erreicht, in welchem ich gesehen habe, wie sich die Welt dreht. Es ist nicht auszuschliessen, dass Galileo Galileis Erkenntnisse im Lichte seines Alkoholkonsums zu betrachten sind.

Philosophin: Das würde auch erklären, weshalb ihm die Kirche nicht geglaubt hat.

Soziologe: Es hat alles eine Sonnen- und eine Schattenseite. Hühner kriegen sehr schnell einen Herzinfarkt. Das macht, darwinistisch gesehen, eigentlich keinen Sinn. Aber zumindest können Hühner nicht gefoltert werden, weil sie beim kleinsten Schreck tot umfallen.

Philosophin: Weshalb hast du Soziologie studiert?

Soziologe: Mein Plan war es gewesen, mich beim Sozialamt zum Sozialhilfeempfänger ausbilden lassen. Dann erklärte man mir aber, dass das kein anerkannter Beruf sei, und riet mir, eine anständige Lehre zu machen. Ich hatte aber keine Lust darauf, etwas Anständiges zu lernen. Deshalb empfahl man mir, Sozialpädagogik zu studieren. Das ist der akademische Weg in die Arbeitslosigkeit. Aber aufs Lehren hatte ich noch weniger Lust als aufs Lernen. Deshalb studierte ich Soziologie.

Philosophin: Mit welchem Spezialgebiet?

Soziologe: Ich spezialisierte mich auf die Verallgemeinerung von Unwissen.

Philosophin: Wie nennt sich diese Spezialisierung?

Soziologe: Klimaforschung. Und weshalb hast du Philosophie studiert?

Philosophin: Mich interessierte, ob es pädagogisch konsequent ist, wenn der Henker mit seiner Tochter schimpft, weil sie schon wieder ihre Puppe geköpft hat.

Soziologe: Und zu welcher Erkenntnis bist du gelangt?

Philosophin: Dass man mit Humorlosigkeit weniger aneckt.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Adrenalin-Männer und rasante Frauen

Wohltätigkeitsveranstaltung bei der Auto-Waschanlage; Verleihung der Goldenen Maske im Schiffbau.

Von Hildegard Schwaninger

Die Event-Location «Meylenstein» bei der Auto-Waschanlage Autop in Zürich Tiefenbrunnen steht für gelungene Feste, Grosszügigkeit, gute Laune und Lebenslust. Wenn die Meyersteins einladen, geht jeder hin. Diese Trümpfe kamen jetzt der Kispex zugute, für die Janine Meyerstein eine Charity-Party organisierte. Die Kispex ist eine Organisation, die es kranken Kindern ermöglicht, zu Hause gepflegt zu werden. Janine Meyerstein ist dankbar, dass sie selber zwei gesunde Kinder hat, ihre Schwester Marlene Meyerstein hat auch zwei Kinder – mit Fussballtrainer Ciriacco Sforza, der auch an der Charity-Party war. So haben sich die Prioritäten der beiden attraktiven Frauen verlagert: von Boliden und Bizeps-Männern zu Kinderhilfe.

Janine Meyerstein gelang es, eine Superparty zu organisieren. Zirka 700 Gäste erschienen, und das ganze Geld kam dem Gönnerverein Kispex zugute. Der Erlös setzte sich aus Eintrittsobolus und Tombola zusammen: 74 200 Franken. Da muss man sagen: Die Gäste hätten grosszügiger sein können. Am Eingang standen Vitrinen, in die man seine Spende werfen konnte. Dass einige Gäste diskret daran vorbeischlichen und manche nur ein Zehnernötli platzierten, war Gesprächsthema des Abends. Die Bewirtung war grossartig. Alle Caterer, Restaurants und Weinhändler haben grosszügig gespendet: Kürbissuppe von Baldelli's Catering, asiatische Vorspeisen von

«Hato», Rindstatar und Gemüsetatar von der «Blauen Ente», Rehrücken vom «Carlton» (das kulinarische Highlight), Cremeschnitten von der «Stapferstube da Rizzo». Wein und Prosecco wurden à discrétion ausgeschenkt, und in der Racing-Lounge im 1. Stock gab es Champagner und Rennauto-Simulatoren, in denen sich Adrenalin-Männer und rasante Frauen austoben konnten.

Originelle Preise bei der Tombola (zehn Lose für hundert Franken): Abendessen oder Lunch mit diversen Nationalräten wie Andreas Glarner und Mauro Tuena, Bundeshausbesuch (samt Apéro) mit Albert Rösti, Thomas Aeschi, Marcel Dobler, Diana Gutjahr, Sandra Sollberger et cetera. Fifa-Experte Guido Tognoni gewann einen Massanzug vom Gentlemen-Tailor Hübscher, es gab ganz viele Benzin- und Autowasch-Gutscheine und Gottlieber Hüppen, von denen einige an Schokoladenkönig Ernst Tanner (Lindt & Sprüngli) gingen.

Nicolas Stemann und Benjamin von Blomberg sind als neue Intendanten im Schauspielhaus eingezogen – und es herrscht ein ganz neuer Esprit. Schon allein das Foyer! Es lässt besser durchatmen. Es hat etwas Unfertiges, wirkt wie ein Provisorium, wie ein Raum, der noch im Bau ist – und der Teppich, über den man die Treppen hoch zum Balkon geht, leitet atmosphärisch über in den roten



Fast verliebt

Alte Scham

Von Claudia Schumacher

Wir sprachen über die Segnungen des Aufräumens und Ausmistens. Ich war Anfang zwanzig, reiste durch die Midlands und war bei einem reizenden älteren Paar untergebracht: Ruth und Graham, beide

Ende sechzig. Es hatte ein Stew gegeben, wir sassen noch am späten Abend zusammen. Auf das Thema Chaosbewältigung waren wir gekommen, weil ich selbst das wandelnde Chaos war. In meiner Handtasche fand ich nie etwas, in meiner Studentenbude auch nicht, der rote Faden meiner Lebens- und Liebesplanung war noch nicht gesponnen. «Manchmal muss man mit ein paar Kartons und einem Müllsack seinen Bestand durchgehen», sagte Ruth. Danach fühle man sich besser, sehe klarer. Neulich habe sie den Dachboden ausgemistet – und sei auf alte Briefe gestossen. Sie schaute Graham vielsagend an.

Ich erfuhr, dass die zwei sich sehr jung kennengelernt hatten. Als Ruth als Au-pair nach Frankreich ging, folgte eine Fernbeziehung. «Wir schrieben täglich Briefe», sagte Graham – ich dachte: «Jöö, wie herzig!» «Nachdem ich die Briefe vom Dachboden gefischt hatte, entschlossen wir, sie zu verbrennen», erzählte Ruth. Hä?



Dankbar: Organisatorin Meyerstein.



Neuer Esprit: von Blomberg (l.), Stemann.



Ausgezeichnet: Caviezel (l.), Schwarz.

Plüsch des Theaterraums. Im Foyer gibt es Tische und Sitzgelegenheiten – und es wird viel gelacht. Die jungen Leute sind gutgelaunt – was für ein Unterschied zu Theaterbesuchern wie etwa alt Bundesrat **Moritz Leuenberger**, dem chronisch Schlechtgelaunten. Er wurde an der Premiere von John Steinbecks «Früchte des Zorns» nicht gesichtet (er hat ein gesundheitliches Problem mit den Augen). Das Foyer wurde gestaltet von Regisseur **Alexander Giesche** (er kommt von den Münchner Kammerspielen und macht demnächst am Schauspielhaus «Der Mensch erscheint im Holozän» von **Max Frisch**) und der Zürcher Bühnenbildnerin **Nadia Fistarol**.

Auch Tradition ist wichtig. Mit der hält es die Gesellschaft der Freunde des Schauspielhauses, die es seit 1940 gibt und die seit 1995 die Goldene Maske verleiht. Am Festakt war mit dem Chirurgen **Thomy Preiss** ein Theaterfreund anwesend, der schon bei der Freunde-Gesellschaft-Gründung dabei war. Goldene Masken erhielten **Sandra Caviezel**, Leiterin Ankleidedienst, und die Schauspielerin **Lena Schwarz** (ab 14. Dezember in Tschechows «Kirschgarten»). Die Verleihung fand im Schiffbau statt. Eine Art Familienfeier, wo es vor Lobgesängen nur so triefte.

Wer je dachte, dass Theater Intrigantestadel sind und die Schauspielerinnen Konkurrentinnen, die sich gegenseitig hassen, wurde an diesem Fest vom Gegenteil überzeugt. **Nicole Müller**, Präsidentin der Gesellschaft der Freunde des Schauspielhauses, war Gastgeberin des Anlasses, sie tritt per Ende Spielzeit zurück. Die Nachfolge steht noch nicht fest.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Wie sich herausstellte, war das gesetzte, wunderbare Paar vor mir mit zwanzig Jahren eben auch nur zwanzig Jahre alt gewesen: voller Unsicherheiten und unreifer Ansichten. Die zwei hatten sich während ihrer Fernbeziehung kaum gesehen. Weil sie es nicht aushielten, bedachten sie sich mit Verdächtigungen, Kontrollwahn und Eifersucht. Mehr als einmal machte einer von beiden per Brief Schluss – um im nächsten Brief auf Knien anzukriechen. «Die Leidenschaft war herzerreissend», so Graham, «aber irgendwie auch dumm und unangenehm.» Er lachte. Ich merkte trotzdem, dass beim Erzählen ein leiser Schmerz zwischen den beiden aufkam – so viele Jahre später. Dafür, wie ihre unreiferen Ichs miteinander umgesprungen waren. Das Verbrennen der Briefe hatte für sie einen kathartischen Effekt: Wir sind nicht mehr so.

Bis heute denke ich daran, wenn ich mit Reue in Beziehungen konfrontiert bin. Eine meiner

Freundinnen quält sich bis heute schrecklich damit, ihrem Partner einmal untreu gewesen zu sein – dabei hat er ihr längst verziehen. Ein Kumpel gestand mir mal mit feuchten Augen, wie er seiner Frau in einem besonders garstigen Streit eine Ohrfeige verpasst habe. Es passierte nie wieder, und die beiden streiten heute besser.

Jedes gute Paar, das lange gemeinsam lebt, wird mal auf eine frühe Version seiner selbst zurücksehen, die womöglich fehlerhafter war. Das kann Scham auslösen. «Manchmal führt man zwar klärende Gespräche – vergibt sich aber selbst nicht und schleppt den Ballast ewig mit sich rum», erklärte mir Ruth damals. Sie und ihr Mann haben etwas Wichtiges erkannt: Manche frühe Dummheit gehört auf den Scheiterhaufen der Beziehungsgeschichte und darf getrost vergessen werden.



Unten durch Rentner

Von **Linus Reichlin**

Mein Freund Bruno hat jetzt ein Enkelkind, leider von einer Schwiegertochter, die er nicht mag, sie heisst Jasmina, weil ihren Eltern Jasmin nicht gut genug war. Als Bruno das Kind nach der Geburt im Krankenhaus besichtigte, fiel ihm auf, dass es Pausbacken und eine Kurzhaarfrisur hatte, wie Jasmina. «Du hast zu wenige deiner Gene in das Kind reingesteckt», sagte er zu Lorenz, seinem Sohn, «jetzt sieht es aus wie deine Jasmin mit a am Schluss!» Die Frage ist, ob dem Kind geholfen wäre, wenn es mehr wie Lorenz aussehen würde. Aber egal, Hauptsache, das Kind ist gesund! «Ist es eben nicht», sagte Bruno zu mir, «es hat fünf Allergien, darunter eine gegen Grossväter.» «Guter Witz», sagte ich, «aber besser wäre es, es hätte eine Allergie gegen Geschenkpapier, dann könntest du eine Menge Geld sparen.»

Ich fragte ihn, wie das Kind überhaupt heisse. Bruno sagte: «Halt dich fest, es heisst Paris!» «Besser als Spreitenbach», sagte ich. «Jasmina behauptet», sagte Bruno, «Paris sei ein Königssohn gewesen. Aber für mich ist das einfach nur eine Stadt mit hohem Ausländeranteil.» Jedenfalls ist es ein Baby mit hohem Mekonium-Anteil, so nennt man den teerigen Kot, mit dem Säuglinge ab Mutterleib geliefert werden, es ist so was Ähnliches wie die Abziehfolie auf neuen Handys. Bruno zeigte mir Fotos von Paris, auf einem lag er im Gebärsaal auf einer Waage, ein Stück Nabelschnur hing noch von seinem Bäuchlein runter. Ich war ein bisschen enttäuscht, einen Königssohn hatte ich mir anders vorgestellt, irgendwie würdevoller. «Wie viel wog er denn bei der Geburt?», fragte ich, und Bruno sagte: «Das wissen sie nicht, die Waage war kaputt, aber ich schätze mal, fünf Kilo.»

Er zeigte mir unaufhörlich weitere Fotos des neugeborenen Paris, auf denen sah das Baby noch unvorteilhafter aus: Es hatte den Gesichtsausdruck von Dschingis Khan, wenn dieser einen Rausch ausschlof. Auf einem Foto sah man die dicken, krummen Beinchen mit den einwärts gedrehten speckigen Füsschen, und ich sagte: «Einen Schönheitswettbewerb wird er nicht gewinnen, aber Hauptsache, der Intelligenzquotient stimmt.» «Er hat einen IQ von

>>> Fortsetzung auf Seite 64

135», sagte Bruno, «das ist überdurchschnittlich.» Bruno zeigte mir ein Foto, auf dem Paris drei seiner Wurstfingerchen hochstreckte. «Ich hab ihn gefragt», sagte Bruno, «wie viel eine Million plus zwei Millionen gibt.» «Aber was ist das da auf seiner Denkerstirn», fragte ich, «ist das eine Warze?» «Nein, das ist eine Fliege», sagte Bruno, «du weisst ja, wie es heutzutage in Krankenhäusern zu- und hergeht: kaputte Waagen und Insekten, wo du hinschaust!»

«Und Jasmina geht es gut?», fragte ich. «Keine Ahnung», sagte Bruno, «so genau schaue ich bei ihr nicht hin. Und wenn schon – ein zweites Enkelkind wäre mir sowieso zu viel.» Wir gingen ins Restaurant «Haldeneck» und bestellten bei der Kellnerin Jadwiga aus Pustazipolska Bier. Bruno zeigte ihr Fotos von Paris, und sie sagte: «Takie slodkie niemowle! Aber wie alt ist Mutter?» «Dreissig oder so», sagte Bruno, und Jadwiga sagte: «Nih gut, so jung Frau, und so alt Mann! Wann es in Schule, du schon tot!» Ich sagte: «Jadwiga, das ist sein Enkel!» «Eckel?», fragte sie. So viel zur Integration des ehemaligen Ostblocks. Jedenfalls begossen Bruno und ich die Geburt von Spreitenbach, wie wir ihn nach fünf Bieren nur noch nannten. Bruno schwor mir, Spreitenbach das Schwimmen und das Velofahren beizubringen. «Dafür ist Lorenz nämlich zu faul», sagte er, «und Jasmina geht beim Schwimmen regelmässig unter, das muss also ich machen, das ist meine Aufgabe als Rentner.»

Danach traten wir hinaus in die kühle Nacht und zerstreuten uns in alle Winde, wir lösten uns sozusagen in der Nacht auf. Auch das ist eine Aufgabe der Rentner, die vornehmste und die letzte.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Cooler Noblesse des Sangiovese

Von Peter Rüedi

Der Sog der Goldgräberzone des jüngeren italienischen Weinbaus, der Gegend um das Städtchen Bolgheri und den Flecken Castagneto Carducci nahe der tyrrhenischen Küste, ist so gross, dass er auch mir die Geografie durcheinanderbringt. Zusammen mit der Mitteilung des Importeurs, das renommierte Weinmagazin *Decanter* habe das (relativ) kleine Gut Podere San Cristoforo in einem Beitrag mit dem Titel «Auf der Suche nach dem neuen Sassicaia» zusammen mit neun andern als *rising star* porträtiert, liess mich dies ohne weiteres annehmen, der Betrieb des (relativ) jungen Weinmachers Lorenzo Zonin liege wie die Tenuta San Guido, Produzent des genannten Supertoskaners, im Umfeld der berühmten Zypressenallee zwischen eben diesem San Guido an der Via Aurelia und Bolgheri. Allein, Gavorrano, wo Zonin seine Reben nach biodynamischen Grundsätzen pflegt, liegt zwar auch in der Maremma, aber ein ganzes Stück weiter südlich von der Alta Maremma von Bolgheri, nämlich in der Ebene westlich von Follonica, am Fuss der Hü-

gel von Montemassi. Sollte an der etwas markt-schreierischen Affiche des *Decanter* etwas dran sein, verhiesse das also gleich die Geburt einer neuen Hype-Zone.

Zonins Carandelle Maremma DOC 2016 ist ein bemerkenswerter, aber eher subtiler, diskreter, feingliedriger Wein, wenig geeignet, den Winkelried für eine neue Mode abzugeben. Was natürlich als besondere Qualität verstanden sein will. Zwar hat Zonin auf seinen fünfzehn Hektaren auch zwei mit Petit Verdot und einen mit Syrah stehen (nebst zweien mit Weissen, Vermentino und Trebbiano). Aber das Schwergewicht macht der Sangiovese aus, der unter der biodynamischen Mühewaltung des Winzers in diesem Carandelle eine besonders schwebende Duftigkeit gewinnt – wenn wir uns auf Poesie hinauswagen wollen: so etwas wie materialisiertes Licht und Meeresbrise. Handfester, aber kaum konkreter ausgedrückt: Brombeeren, Kirschen, eine Spur Cassis, etwas Rauch in der Nase, am Gaumen komplex, zurückhaltend würzig, mit guter Säure, ein Sangiovese von cooler Noblesse, zu differenziert, als dass er in der Rolle eines Supertoskaners von morgen denkbar wäre.

Allen – zumindest allen, die mit mir die Vorliebe für den wunderbaren Sangiovese und überhaupt zurückhaltende, aber substanzielle Weine teilen – ist zu wünschen, dass sich daran nicht viel ändert. Nicht zuletzt deshalb, weil sich, was eigentlich zu beklagen ist, solch diskrete Qualitäten nicht in hohe Preise ummünzen lassen. Dass dieses Schmuckstück in der Schweiz für unter zwanzig Franken zu haben ist, ist, je nach Blickwinkel, ein Privileg oder ein bisschen *génant*.

Podere San Cristoforo Carandelle Maremma DOC 2016. 13,5%. Fr. 19.40. Gazzar, Pully. www.daniel-vins.ch



Salz & Pfeffer

Himmel voller Pfannen

Von Andreas Honegger

Wenn man in einer Stadt weilt, in der man zwar einige Architekturdenkmäler kennt, aber keine Restaurants, kann man den «Guide Michelin» des Landes oder

«Osterie d'Italia» von Slow Food Editore konsultieren. Noch einfacher aber – und meist treffsicher – fragt man in einem vertrauenswürdigen Laden die Besitzerin oder den Besitzer, wo sie zu essen pflegen. In Lucca in der Toskana waren wir die arroganten Touristen, die gleich nach dem besten Lokal der Stadt fragten. Bei «Buca di Sant'Antonio» gab es die meisten Übereinstimmungen, und wir reservierten Plätze lange vor dem Aperitif auf der Piazza. Zum Glück, denn das Lokal war in allen Sälen zum Bersten voll – einige Touristen wie wir waren da, aber noch mehr Einheimische. Das schon im 18. Jahrhundert erwähnte Restaurant ist historisch-rustikal und stimmungsvoll: Im grossen Saal – einst ein Stall für Postpferde – hängen Hunderte von Kupferpfannen von der Decke. Die Küche aber ist traditionell-aktuell und das Personal elegant und zuvorkommend.

Teigwaren in verschiedenen Formen, vor allem Ravioli, haben in Lucca grosse Tradition,

und sie sind gut – wenn auch etwas sehr bodenständig. Tagliatelle mit frischen Steinpilzen – mit Biss! – gefielen uns sehr, auch ein Teller mit Rindscarpaccio, reichlich mit Trüffel und Parmesansplintern dekoriert, war vorzüglich. Eine grillierte *lombatina* (Kotelett) vom Kalb – geschnitten wie eine Bistecca alla fiorentina – bot vorzüglichem Grillgeschmack, war aber etwas sehr von Fett umgeben. Serviert wird sie mit Bratkartoffeln und einer halben Zitrone. Steinpilze mit gebratenen Polentatranchen hatten leider zu wenig Biss. Am besten gefiel uns ein *capretto*, ein Gizzi, das knusprig und zart auf den Tisch kam, zusammen mit grünen Bohnen. Für das Ganze mit einer Flasche Mineralwasser, einer Flasche perfektem toskanischen Wein und drei Espressi haben wir zu dritt 123 Euro hingeblickert.

Ristorante Buca di Sant'Antonio, Via della Cervia 1/3, Lucca, Italien. Tel. +39 058 35 58 81



Auto

Wie ein wilder Stier

Zweiter Teil unserer Kurz-Serie mit aussergewöhnlichen SUVs: der unglaubliche Jeep Grand Cherokee Trackhawk. *Von David Schnapp*

eben habe ich mit wachsender Faszination die Netflix-Doku-Serie «Fastest Car 2» zu Ende geschaut. Ein erkenntnisreiches Fernsehformat, bei dem man viel über Motortechnologie und die Vereinigten Staaten von Amerika erfahren kann. In der Sendung treten drei hochgezüchtete, selbstgebaute Autos gegen einen sogenannten Supercar an, und es ist aus einer schweizerischen Lebenswirklichkeit heraus nur schwer nachvollziehbar, was junge Leute aus schrottreifen Karosserien an Hochgeschwindigkeitswundern machen können, wenn das Gesetz ihnen weiträumige Freiheiten zugesteht.

Mit meinem letzten Testwagen hätte ich – starke Nerven vorausgesetzt – bei einem Beschleunigungsrennen vermutlich ziemlich gut abgeschnitten. Der Jeep Grand Cherokee Trackhawk ist auch nur zu verstehen, wenn man eine Sendung wie «Fastest Car» gesehen hat. Wo sonst, wenn nicht in den USA, sollte ein SUV gebaut werden, das 710 PS leistet und aus dem Stand in 3,7 Sekunden auf Tempo 100

spurtet. Der Trackhawk ist der wilde Stier unter den SUVs, kein Serien-SUV hat mehr Kraft, selbst ein Lamborghini Urus oder ein Bentley Bentayga müssen sich hinter dem Jeep einordnen.

Standfestigkeit vorausgesetzt

Sofern man keine private Flugzeug-Startbahn oder einen eigenen Rundkurs zur Verfügung hat, verlangt einem das PS-Monster charakterliche Standfestigkeit ab. Es braucht nur eine sanfte Bewegung mit dem rechten Fuss nach unten, und es vergehen daraufhin nur ein paar Wimpernschläge, bis mein weinroter Jeep mit der Energie eines Kugelblitzes nach vorne schießt, und schon bin ich in Geschwindigkeitsbereiche vorgedrungen, die möglicherweise strafbar sind.

Beim Beschleunigen macht der eindrucksvolle Motor aus dem Dodge Challenger Hellcat ein unnachahmliches Geräusch, das sich aus dem feinen Singen des Kompressors und dem Brüllen des 6,2 Liter grossen Achtzylinder-

motors zusammensetzt und mir leichte Schauer über den Rücken jagt. Am Steuer des Trackhawk hatte ich vermutlich immer ein leicht schiefes Lächeln im Gesicht, während ich unweigerlich den Kopf schütteln musste, weil es nur schwer zu glauben ist, was dieser Wagen kann.

Dabei ist das ein durchaus bequemes Alltagsauto mit Allradantrieb, genügend Platz und Abstandstempomat. Man kann damit gemächlich über die Autobahn und durch Dörfer rollen. Und staunen, wenn sich der ausladende Wagen dann auf der Landstrasse trotz 2,5 Tonnen Leergewicht präzise in die Kurve legt und sich eher nach Supercar als nach SUV anfühlt. Eine Brembo-Hochleistungsbremseanlage vernichtet die aufgestaute Energie bei Bedarf sehr effizient. Man kann es auch so sehen: Vom ersten Moment der Beschleunigung bis zum Stillstand bleibt dieser Jeep das erstaunlichste SUV zurzeit.

Jeep Grand Cherokee SRT Trackhawk

Hubraum: 6166 ccm; Leistung: 710 PS / 522 kW
Max. Drehmoment: 868 Nm bei 4000 U/min
Höchstgeschwindigkeit: 289 km/h
Beschleunigung 0–100 km/h: 3,7 sec
Verbrauch: 16,8 l / 100 km
Preis: Fr. 140 000.–

Nächste Woche: Range Rover SV Autobiography



Tamaras Welt

«Jedes Geschlecht kann menstruieren»

Der Clash zwischen Feministen und Trans-Aktivistinnen war vorhersehbar. Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, die Bedürfnisse aller Gruppen zu stillen. *Von Tamara Wernli*

Feministinnen sind sauer. «Hört auf, Frauen auszulöschen», tippten sie mit flatternden Händen in Kommentarspalten. Die britische Feministin Julie Bindel machte sich Luft bei der *Mail on Sunday*: «Indem man das weibliche Symbol von Hygieneartikeln entfernt, spricht man Frauen im Grunde genommen die Existenz als Frauen ab.» Selbstverständlich können Frauen nichts dafür, wenn sie zuweilen emotional reagieren, es sind schliesslich Frauen.

Die Empörung richtet sich diesmal gegen Procter & Gamble. Das Unternehmen hat sich entschieden, bei Hygieneprodukten wie den Always-Binden künftig das Venus-Symbol von der Verpackung zu entfernen. Man wolle «inklusiv» sein, Transgender und Non-Binäre (Personen, die sich nicht als «Frau» oder «Mann» repräsentiert sehen) mit einschliessen. Laut CNN wurde der Entscheid getroffen, nachdem Trans-Aktivistinnen öffentlich Druck gemacht und gefordert hatten, die Verpackung ohne das Gendersymbol neu zu designen. Es sei unangebracht, weil «nicht alle Leute, die menstruieren, Frauen sind». Falls hier einige nicht mitkommen: Wenn sich zum Beispiel eine biologische Frau als Mann identifiziert und ihre Periode hat, dann menstruieren laut den Aktivistinnen ein Mann.

Die Änderung von Procter & Gamble kommt nicht überraschend. In letzter Zeit haben diverse Unternehmen ihre *corporate communication* angepasst, um den Forderungen von Trans-Aktivistinnen gerecht zu werden. Und auch Medien reformieren ihre Sprache: «Englands erster schwangerer Mann gebärt ein Mädchen», titelte *The Independent* über eine Transgender-Frau 2017. National Public Radio (NPR) schrieb jüngst von «Menschen, die menstruieren». Die Ansicht, dass jedes Geschlecht seine Tage haben und schwanger wer-

den kann, ist unter Anhängern der Gender-Ideologie weit verbreitet – weil laut ihrem Verständnis das biologische Geschlecht und die gefühlte Geschlechtsidentität (Gender) miteinander verschmelzen. Wer das kritisiert, gilt schnell als transphob. Feministinnen werfen Procter & Gamble nun vor, man würde vor den Aktivistinnen kuscheln.

Der Clash zwischen Feministinnen und Trans-Aktivistinnen war vorhersehbar. Im Vordergrund steht zwar die Venus, aber auf der Metaebene geht es freilich um mehr als nur ein Zeichen: Für die Feministinnen steht die Sichtbarkeit der Frau auf dem Spiel. Lange und heftig haben sie dafür gekämpft, dass Frauen in vielen Bereichen des Lebens (zu Recht) mehr wahrgenommen werden – und jetzt wird ihnen diese Errungenschaft im Namen der Inklusivität wieder geraubt.

Das die Aktivistinnen von einer Gruppe mit so geringem Bevölkerungsanteil ein Symbol weghaben wollen, das immerhin 3,82 Milliarden Menschen weltweit repräsentiert, hat schon etwas Irritierendes. Man wird den Verdacht nicht los, dass es ihnen hier mehr um ihr Quäntchen Beachtung geht als um tatsächliche Benachteiligung. Andererseits kann man sich aber auch fragen, ob Trans-Männer beim Kauf von Binden wirklich ständig daran erinnert werden müssen, dass sie eigentlich keine «richtigen» Männer sind. Nur: Werden sie das mit dem Produkt nicht automatisch?

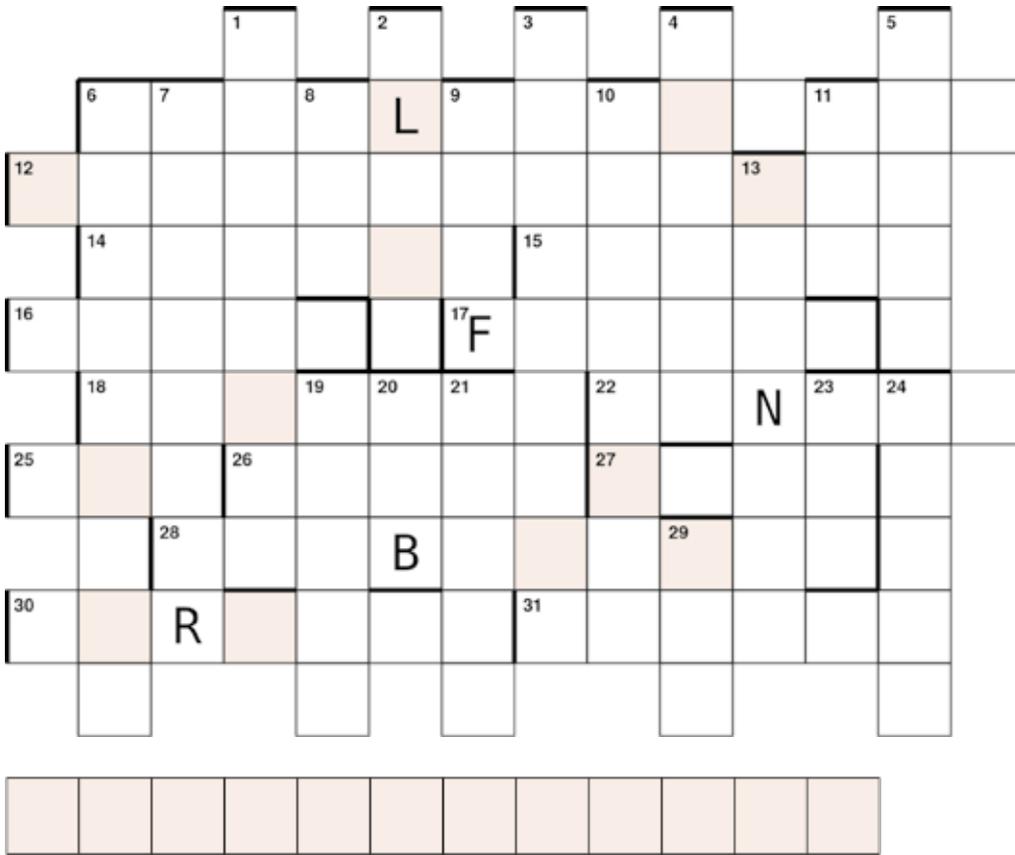
Die meisten Trans-Menschen wollen gar keine Sonderbehandlung, wollen auch nicht Teil einer hysterischen Debatte sein, sondern einfach in Ruhe ihre Leben führen. Das hat mir eine Frau, die früher in einem männlichen Körper aufwuchs, einst erklärt, als es um Unisex-Klos ging, die sie selbst ablehnt. Aber

viele Aktivistinnen und ihre Entourage treten in ihren Einstellungen zunehmend radikaler auf. Das zeigt sich etwa auch im Frauensport, wo sich Fälle häufen, in denen Transgender aufgrund ihrer körperlichen Überlegenheit gegen biologische Frauen haushoch gewinnen – Aktivistinnen diese Vorteile aber negieren. Oder bei der Wahl aus weit über siebzig und kaum mehr überschaubaren Geschlechtsidentitäten von «Two-Spirit» bis «Pangender» und «Androgyn». Ja, und wenn jeder einfach alles sein kann, können tatsächlich auch Rotkehlchen menstruieren. Und Lampenständer.

Ich habe Respekt vor dem Entscheid einer Geschlechtsumwandlung, und egal, wie man zu seinem Körper steht – niemand darf aufgrund seiner Identität diskriminiert werden. Menschen mit Gender-Dysphorie sollte man mit Anstand begegnen. Wo ich aber nicht mehr mitgehe: wenn die angeborenen Unterschiede von Menschen komplett verdrängt werden sollen und bei der Forderung der Aktivistinnen, das biologische Geschlecht einer Person restlos mit der selbstdefinierten Identität zusammenzuführen. Auch eine für die grosse Mehrheit der Gesellschaft funktionierende Ordnung wie die Sprache umzukrempeln, halte ich für absurd. Frauen haben ihre Periode, Männer haben sie nicht. Männer sind nicht schwanger. Dieser Sachverhalt mag dem Wohlbefinden einiger sensibler und sich nirgends so richtig zugehörig fühlender Leute zusetzen. Aber das sind die Gesetze der Natur, alles andere ist Unsinn.

Als Fürsprecher des Genderismus haben viele Feministinnen dieses Dilemma mit erschaffen. Dass ausgerechnet sie sich jetzt marginalisiert fühlen und mit den patriarchalen Männern und den Trans-Männern gegen die Dominanz gleich zweier Gruppen ankämpfen – es hat etwas von einer Tragikomödie. Ob Unternehmen mit der Beseitigung weiblicher Biologie auf Verpackungen den benachteiligten Gruppen tatsächlich helfen oder einfach nur viele Damen vors Köpfchen stossen, bleibt abzuwarten.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Speditionsgarage

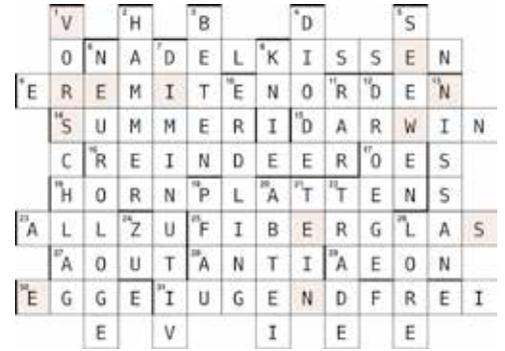
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Sie sprechen sich vor allem in der Grundschule herum: Spini-fielspranafachenefen. **12** Sie sitzt, ansatzweise mit Untersatz, im Stöckli. **14** Die arith-metische Version von «fünfe gerade sein lassen». **15** Schalter, Walter oder Statthalter – Geteilt wird so das Zimmer zum Zimmerer. **16** Osterweiterung der nördlichsten Region führt zu dieser Ostnation. **17** Der notorisch eigenartige Herr Hanf. **18** Was der Petrijünger unter Wasser trägt, ist dieses Unterwasserjagdgerät. **22** Elektromechanischer «Planet Express»-Angestellter; aptly named, aber wohl nicht nur nach seiner Bie-gefunktion. **25** Wörtlich nah an nah und am Stammbaum näher am Stamm. **26** Ist im Buch der Wurm drin, dann ist's vermutlich der. **27** Rock- und Schocklegende: Mach-te einer Fledermaus durch orale Enthauptung den Garaus. **28** Weitgehend mit inva-sivem Langfinger identischer Indianerehrenwortverletzer. **30** Auf der Insel ist bereits alles bereit. **31** Sein erster Ausflug in sonnige Gefilde endete mit tragischem Absturz.

Senkrecht — **1** Etwa der kleine Maxerl aus der Hauptstadt oder die kalte Sau im heißen Hund. **2** Archaic für altbacken, war schon gestern von gestern. **3** Die Hip-Hop-Kunstabteilung im Auge des verständnislosen Betrachters. **4** Sind auf Häup-tern von Hähnen und bei Leuten mit Mähnen zu finden. **5** Wird beispielsweise fürs Temporärtattoo im Ockerton verwendet. **6** Durstige saugen, Verzweifelte klammern sich – noch! – daran. **7** Seit Jahrzehnten mit dem (nicht ganz originalgetreuen) Slo-gan «Gut. Besser. Münchner Mönchsbräu.» beworben. **8** Unschlüssiger Schluss, ist jedoch schlüssig in Syracuse. **9** Nicht jeder freut sich über uneingeschränk-tes Teilen dieses Kondiments. **10** Nach erfolglosen Öffnungsversuchen mit Diet-rich und Brecheisen verbleibende Brachialoption. **11** Mehr als hinreichend: vor ter hinter. **13** Schwingt Arme und Beine, in der Gruppe oder alleine, auf den Brettern, die manchen Leuten die Welt bedeuten. **19** Von Velo- und Autofahrern mit Fü-ssen getreten. (Ez.) **20** Zum Beispiel die Taschkenter verfügen über einen solchen Anschluss, aber nicht am Schluss. **21** Befallen Retupmoc und Resu. **23** Biete ich Ihnen das Du an und Sie nehmen's an, dann habe ich folglich __ das Du angeboten. **24** Jeder Stern trägt seinen Namen, wenn auch nur buchstäblich. **29** Hi ein pedal-betriebenes Doppelbecken und darunter kann Jim seinen kahlen Kopf verstecken.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 640



Waagrecht — **6** NADELKISSEN **9** EREMI-TENORDEN **14** SUMMER: engl. Sommer **15** Charles DARWIN **16** Rudolph, the red-nosed REINDEER (Weihnachtslied) **17** OE **18** HORNPLATTEN: Guildo Horn **23** ALL-ZU **25** FIBERGLAS: Anagramm von «Gras-fibel» **27** AOUT: franz. August **28** ANTI **29** AEON **30** EGGE **31** IUGENDFREI

Senkrecht — **1** VORSCHLAG **2** HAMMER **3** (An)BETEN: lat. (ad)orare **4** DIODE **5** Der Mordfall SEEWEN **6** NE[UROLOGE] **7** DI-MINUTIV: Verkleinerungsform **8** KNIE **10** ERDLING **11** RAR **12** DROEGE: nord-deutsch für langweilig/trocken **13** NIS-SAN: rückwärts in «nass in» **19** PFAU **20** ABTEI in Abteil(ung) **21** (S)TEIN **22** TRADE: engl. Handel und Anagramm von «tread» (engl. treten) **24** ZU(gabe/erich) **26** (Hanne)LORE (Hoger)

Lösungswort — VEREINSWESEN



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



MANERO FLYBACK
AUTOMATIK | ROSEGOLD 18 K



CARL F. BUCHERER

LUCERNE 1888